Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 7 Marburg i. H., den 16. Februar **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vom Danken — Alte Freunde mit neuem Gesicht. Reisebriefe aus Asien. 6 — Wer ist ein Modernist? — Wie war der Modernisteneid möglich? — Der Antimodernisteneid — Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Danken

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Ps. 106, 1.

Wir haben es oft bei Tische gehört und oft genug wohl selbst gesagt: „seine Güte währet ewiglich." Aber dann standen wir eines Tages mitten im Herzeleid wie in einer dunklen Stube, und nun schien es ausgemachte Sache zu sein: Bis hierher reicht Gottes Güte und nicht weiter!

So viel ist auf unsre Worte zu geben! Sie springen wie dünnes Glas.

Als ob Gottes Güte sich durch Leid aufhalten ließe! Die Menschen lassen sich durch Berge und Felswände nicht aufhalten, wenn sie einen Weg hindurch führen wollen, sondern schlagen einen Tunnel hindurch. Und der große Gott müßte seine Güte umkehren lassen vor dem Sorgenberg, der auf uns gefallen ist?

Nein, er versteht es noch viel besser als wir Menschlein, Tunnel zu schlagen durch das härteste, finsterste Gestein, bis an der andern Seite das Licht mit Macht hereinbricht. Er hat es nun schon so viel tausendmal getan, daß wir es ihm nachgerade zutrauen dürften, daß er mit jeder Felswand fertig wird. Wir könnten nun auch einmal etwas tun — etwas, das uns in Briefen so geläufig ist: im Voraus danken!

Das meinte Paulus, wenn er schrieb: „Lasset alle eure Anliegen mit Danksagung vor Gott kund werden." (Philipper 4, 6.)

Vorwärts, aber auch rückwärts. Da liegt noch manches Schwere wie ein Rätsel, das noch nicht gelöst ist. Da sind Erlebnisse, die uns innerlich zerrissen oder stumm gemacht haben; manches schwere Warum, auf das wir noch keine Antwort haben. Wir sehen auf zu dem, der einst das bitterste Warum in Herrlichkeit verwandelt hat, und schauen dann auf all die schweren Dinge zurück und fangen an zu ahnen, daß unter jedem dieser schweren Steine ein Dank verborgen ist. Es sind alles Dinge, für die wir früher oder später nichts weiter als danken können.

Es ist eine steile Höh', wo Gottes Kinder stehen! Es muß noch hoch hinaufgehen, bis wir ernstlich sagen können:

Glück oder Weh, das gelte mir
Als Segen und Geschenk von Dir!

Aber dann springt ein Quell des Dankes aus dem Felsen — mitten in der Wüste. Und dann wird es wahr: „Je mehr einer dankt, desto mehr bekommt er zu danken!" Erst wenn es so von einem Dank zum andern geht, begreift der Mensch, daß diese verborgene Güte kein Ende hat: — sie währet ewiglich.

P J

Alte Freunde mit neuem Gesicht

Reisebriefe aus Asien. Sechster Brief. Vgl. 1910, 48. 50. 1911, 1. 4. 5

1

Die schrägen Sonnenstrahlen der kürzesten Tage des Jahres fallen warm und freundlich auf die Marmorplattform des Himmelstempels im Süden von Peking. Man ist geschäftig hier. Morgen ist „Wintersanfang", der Tag, an dem eins der großen kaiserlichen Opferfeste an dieser Stätte abgehalten wird. Morgen wird der Prinz Yü, dem bei der Minderjährigkeit des jetzigen Kaisers die Vollziehung dieser wichtigen Handlung zusteht, auf der Marmorplattform unter dem freien, weiten Himmelsdome knien und mit dem Haupte den kalten weißen Stein berühren, um der höchsten Macht die Ehrerbietung und Verantwortung des Kaisers, des „Himmelssohnes", zu bezeugen.

Ein paar Diener aus dem kaiserlichen Palaste, einfache, harmlose Leute, sind mit den Vorbereitungen beschäftigt. Sie lassen uns gern heraufkommen auf die Plattform, und ein alter Mann erklärt mir die Einzelheiten. Hier, an dieser Stelle, wo das bronzene Räuchergefäß mit der sonderbaren siebenzackigen Gabel steht, wird „Yü Wang" morgen in dunkler Frühe niederknien. Sieh, zu beiden Seiten sind je vier zeltartige, nach der Mitte zu offene Verschläge hergerichtet. In ihnen sitzen während des Opfers acht Mitglieder der kaiserlichen Familie, der feierlichen Handlung zu assistieren. Dort unten, zur Seite der Plattform, siehst du rechts und links noch je zwei Zelte. Sie sind errichtet für Darbringung von Opfern an die kaiserlichen Ahnen und an die Naturkräfte Donner, Wolken, Wind und Regen. Jene zwei hohen Gestelle da hinten, wozu die da sind? Um mächtige Laternen daran aufzuziehn und durch die Nacht leuchten zu lassen. Und dies hier sind die Musikinstrumente, welche die heilige Handlung an gewissen Stellen begleiten. Beachte die acht aufgehängten Glocken! Ja, schlage sie nur an, welch ein reiner, feiner Ton! Das ist die eigentümliche uralte Skala, die ihr Westländer mit eurer wirren Musik nicht kennt noch auffassen könnt.

Ich klopfe leise mit dem Fingerknöchel an die acht Bronzeglocken. Zart und heimlich, wie aus der Ferne oder hinter einem Vorhang her, klingen die Töne, in Abständen, die uns allerdings recht fremdartig vorkommen, durch die stille, sonnige Winterluft. In dieser Tonleiter spricht das musikalische Empfinden einer vergangenen Welt. Es spricht gleichsam zaghaft und zurückhaltend, als wage es sich nicht recht mehr lautbar zu machen in diesen Tagen so anderer Tongesetze und Harmonieen. Es hat etwas Unabgeschlossenes, unklar Tastendes, wie diese Töne vorwärtsschreiten in ganz anderen Intervallen, als wir sie gewohnt sind, und der achte Ton schließlich nicht den ersten wiederfindet im Einklang der Oktave, sondern darüber hinausgewachsen ist und wie in die Unendlichkeit sich verliert. Uralt und urkindlich klingt es.

Der Blick schweift weiter umher. Rechts, ein wenig hinter uns, erhebt sich der Brandopferaltar, auf dem bei solchen Feiern das Ganzopfer, ein geschlachtetes Rind, von den Flammen verzehrt wird. Ich steige die Stufen zu dem Altar hinauf. Er stellt nichts weiter dar als einen großen tiefen Behälter, der mit Brennmaterial bereits gefüllt ist. Oben darauf wird man morgen in der Frühe das Opfertier legen, wird Feuer herzubringen, und die Flammen werden, Holz und Fleisch verzehrend, durch die Nacht zum Himmel auflodern. Ich stehe in Gedanken

versunken, suche mir vorzustellen, wie das aussehn wird, wie es vor tausend, vor zweitausend, dreitausend Jahren ausgesehen haben mag. Der alte Diener bückt sich derweilen und sucht etwas unten neben den grünglasierten Ziegeln des Altarofens. Als ich die Stufen hinabkomme, reicht er mir lächelnd ein Stück halbverbrannten Knochens, eine Erinnerung, — einen Rest vom früheren Opfer.

Still liegt alles ringsumher und hat etwas von schlafender Vergangenheit an sich. Der mattblaue Himmel wölbt sich, die ernsten Zypressen sonnen sich, die Kuppel des Tsi-nien-tien da drüben mit ihrer Goldkugel über den dunkelblauen Ziegeln ragt wie ein Gemälde in die Luft, ganz fern sieht man etwas von den Mauern, die diesen heiligen Bezirk abschließen gegen die profane Welt. Der Schritt der Arbeitenden, die noch dieses und jenes zurechtrücken, schlürft über die Marmorplatten, und einzelne Worte von ihnen schlagen an mein Ohr. Sonst alles lautlos; etwas Gedämpftes und Verhülltes ist der ganzen Szenerie eigen, als müsse hier Jeder leise und rücksichtsvoll auftreten. Unwillkürlich kommt mir der Eindruck, wie wenn ich an einem Sterbebette stehe. Stirbt hier wohl wirklich Etwas und haucht in diesen klaren Wintertag seinen letzten Atem aus?

— — — — — — — — — — — — —

Noch stiller fast ists drüben, in dem Nachbartempel an der andern Seite der breiten Straße, die von Peking herausführt, im Tempel des Ackerbaus. Er ist ähnlich angelegt wie der Himmelstempel: eine weite, von Mauern umhütete Fläche, ein Park von alten Zypressen und andern Bäumen, vier offene Terrassen aus weißen Marmorplatten, vereinzelte Gebäude für besondere Opfer oder zur Aufbewahrung von Gerätschaften. Das alles steht da wie aus dem Boden gewachsen und wie von der Natur selbst hervorgebracht. Die Marmorterrassen sind überwuchert von Gras und Unkraut. Die Baumzweige neigen sich über die geschweiften Dächer der Gebäude, die Mauern sinken hier und da zusammen. Zwei alte Bauern fegen irgendwo abgefallenes Laub in Haufen und lesen dürre Zweige auf, sonst keine Menschenseele.

Alles zeugt auch hier von der altchinesischen Verehrung der großen Naturmächte. Der Hauptaltar ist dem „ersten Ackerbauer" gewidmet, nämlich dem mythischen Kaiser Shennung, der als Begründer des Ackerbaus gilt. In der Bestellung des Erdbodens liegt etwas Heiliges, der Ursprung dieser wichtigsten Menschenarbeit verliert sich ins Ueberirdische. Ehrfurcht gebührt diesem Ursprung und dem Urheber, Ehrfurcht und Anbetung. In engem Gedankenzusammenhang damit steht die Sitte, daß der Kaiser hier im Ackerbautempel um die Frühlingszeit selbst den Pflug in die Hand nehmen und eine Anzahl Furchen durch die Erde ziehen muß. Es geschieht noch heute. Dort liegt das braune Feld in der winterlichen Sonne, über das der kaiserliche Vertreter (da der jetzige Kaiser ein Kind ist) wie so mancher Kaiser vor ihm dahingeht, die Hand an dem goldgelben Pfluge, der mit einem gelbbraunen Rinde bespannt ist, acht Furchen von Osten nach Westen ziehend, der Finanzminister die Peitsche haltend zur Rechten, der höchste Beamte der Provinz Chili mit der zu säenden Saat an seiner Linken. Drei Prinzen des kaiserlichen Hauses haben nach dem Kaiser je zehn Furchen an der nördlichen Feldseite zu pflügen, neun hohe Würdenträger je achtzehn Furchen an der südlichen Seite. Alte ehrenhafte Bauern aus der Provinz, die besonders dazu erwählt sind, vollenden die Bestellung des Feldes dann. Die Ernte dieses kaiserlichen Ackers wird nur zu Opfern verwendet.

Die andern Altarterrassen sind dem Himmel, der Erde und den heiligen Bergen und Gewässern gewidmet. Große graue Granitsteine finden sich vor der einen Terrasse aufgerichtet, primitive Darstellungen von Bergen, Flüssen und Meereswogen darin eingegraben. Auch hier werden Ganzopfer unter freiem Himmel dargebracht.

Im Norden des heiligen Bezirks liegt ein Tempel, der dem Planeten Jupiter geweiht ist als dem wichtigsten der Sterne, dem großen Zeit- und Jahrmesser des Altertums.

— — — — — — — — — — — — —

Ich meine, ich könnte stundenlang auf und abwandeln

unter den Bäumen dieses einsamen Opferplatzes und den sinnenden Geist dabei durch das alte China schweifen lassen, das hier noch so greifbar vor uns steht. Was für große Gedanken liegen doch am Grunde dieses alten Staatswesens, und was für eine Tragkraft haben sie gehabt! Der Himmel über uns, die Erde unter uns, der Mensch zwischen inne, — so sahen sie die Welt, so erfaßte ihr tieferes Nachdenken und ihre Verehrung sie. Der Himmel, — die unermeßlich gewaltige Obmacht, unsere Bahnen gerecht, heilig, doch rätselhaft lenkend, den Fürsten als des Himmels Sohn und Vertreter an die Spitze des Volkes stellend, aber ihn zugleich besonders zur Verantwortung ziehend. Die Erde, — mit ihren geheimnisvollen Kräften und Erscheinungen Grundlage aller Existenz, durch Land und Wasser, Wind und Wolken und Gewitter, Saat und Ernte, Tag und Nacht, Sommer und Winter das Werden und Vergehen der Sterblichen bedingend. Der Mensch, — die Kräfte der Natur ehrfürchtig benutzend, im Anbau des Bodens eine heilige Pflicht erfüllend, nach Sonnengang und Sternenbahn seine Zeiten teilend, dem Himmel Rechenschaft schuldig für Gutes und Böses, den Mächten des Weltalls Verehrung zollend im Gefühl seiner Abhängigkeit. Auf solchen Grundgedanken wächst dann eine Volksgemeinschaft zusammen, die früh und sicher die entscheidenden Formen ihres gemeinsamen Lebens findet und trotz aller Erschütterungen in diesen Formen verharrt, drei, vier, vielleicht gar fünf Jahrtausende hindurch; eine Volksgemeinschaft mit reichen Schöpfungen inneren und äußeren Lebens, mit Leistungen, die den, der ernstlich und tief darin eindringt, immer aufs neue überraschen und fesseln.

Das ist das alte China. Acht Jahre lang hatte ich es nicht gesehen. Als zuerst wieder seine geschweiften Dächer vor mir auftauchten, seine Schriftzeichen zu mir redeten, seine Art und Weise mich umgab, tausend Erinnerungen weckend, wie stark und geschlossen erschien mir sogleich wieder dies „Reich der Mitte" in seiner Sonderprägung. Aber doch, — vom ersten Augenblick an fühlte ich auch, daß ein Auflösungsprozeß im Gange ist und wie mächtig er schon gearbeitet hat. Es zog ein Fremdes durch alles Chinesische hin, unverkennbar sich Bahn brechend und das Alte bei Seite schiebend.

Noch stehen die alten Grundmauern dieses seltsamen Völkerbaues, sogut wie die Stadtmauern von Peking mit ihren massigen, malerischen Toren noch stehen, und sogut wie morgen noch wieder Yü Wang auf den Marmorquadern dort drüben sein Haupt im Namen des Kaisers vor dem Himmel beugen wird. Noch furcht der kaiserliche Pflug den Grund dieses Tempels, und den fünf Bergen, den vier Flüssen und vier Meeren sowie dem Drachen des Gewölks werden ihre Opfer dargebracht. Aber es ist vielleicht ein kurzes Noch. Ist es nicht wirklich wie an einem Sterbelager hier? Und rauscht der Winterwind nicht in den alten Zypressen dieser Heiligtümer deutlich das Wort: Alles hat seine Zeit?

2

In Peking tagt jetzt eine Art Vorparlament, der sogenannte Reichsausschuß.

Wenn man diese Nachricht daheim in den Zeitungen liest, so geht man wohl achtlos darüber hinweg oder hat eben ein leises Lächeln und einen kleinen Spott dafür übrig. Wie ganz anders, wenn man in Peking selbst Zeuge der konvulsivischen Anstrengungen dieser jungen Volksvertretung, Zeuge der Aufregung ist, die ihr Zusammenstoßen mit der Regierung hervorruft!

Wir nehmen eine „Jinrikshaw", einen jener zweirädrigen leichten von Menschen gezogenen Wägelchen, wie sie auf den Straßen der Hauptstadt jetzt zu Hunderten verkehren, und fahren vom Hotel bequem und schnell (denn wie verändert sehen heute die Hauptverkehrsadern der Kaiserstadt aus gegen die Zeit vor acht bis zehn Jahren!) an der südlichen Mauer der inneren oder Tataren-Stadt entlang, vom Hatamen nach Westen. Der Weg führt zunächst durch das Gesandtschaftsviertel und an jenen denkwürdigen Plätzen vorbei, wo 1900 so verzweifelt gekämpft wurde. Vieles ist hier stark umgestaltet; aber wie manche Erinnerung spricht doch noch für den Kundigen aus dem, was wir heute sehen! Das Tchienmen, das damals in Flammen aufging, erhebt sich jetzt im frischen Farbenschmuck

eines Neubaues, eine imposante Krönung der breiten Stadtmauer. Unendliches Verkehrsgewühl läuft unter ihm durch. Wir durchschneiden es, weiter westlich fahrend. Endlich ganz im Südwestwinkel der Tatarenstadt, zwischen dem Stadttempel und dem Palaste des Prinzen Tschun, des jetzigen Regenten, erreichen wir unser Ziel. Ein von Mauern umschlossener Platz, vor dessen Eingang bereits Wagen in Menge halten, drinnen mehrere Gebäude in europäischem Stil, am Tore eine Anzahl Offiziere und Beamte, deren einer mir höflich meine Visitenkarte abfordert, ein lebendiger Verkehr hinein und heraus, — hier tagt das Tze tscheng yüen, der Reichsausschuß. In dem hinteren der zwei Hauptgebäude ist der Sitzungssaal. Die von unserm Gesandten mir freundlichst vermittelte Karte gibt mir freien Zutritt zur Galerie. Sie ist in verschiedene Abteilungen geteilt; die Europäer (und Japaner) nehmen einen Flügel für sich ein, sie sind nicht zahlreich; dagegen drängt es sich auf jener Seite, wo die rein chinesische Bevölkerung ihre Plätze hat.

Ich hatte gefürchtet, zu spät zu kommen, da der Anfang der Sitzung auf 1 Uhr anberaumt war und die Uhr schon $^3/_4$ 2 zeigte. Aber unten im Saale war noch alles leer. Erst gegen $^1/_2$ 3 füllten sich die Doppelpulte. Es blieb also noch Zeit, sich zu besinnen und die Situation zu erfassen.

Der Reichsausschuß ist eine beratende Versammlung von ungefähr 200 (genau 202) Mitgliedern, welche dazu dienen soll, provisorisch, d. h. so lange man noch kein Parlament hat, dem Volkswillen und Volksbedürfen einen gewissen Ausdruck zu verschaffen im Wirbel der heutigen Umgestaltungen. Er will das Parlament in gemeinsamer Arbeit mit der Regierung vorbereiten. Er setzt sich zusammen zur Hälfte aus Delegierten der Provinziallandtage, zur Hälfte aus Persönlichkeiten, die die Regierung ernannt hat. Alle drei Jahre (so ursprünglich; jetzt ist bestimmt: jährlich) soll er für drei Monate zusammentreten, und eben ist seine erste Arbeitsperiode. Sie läßt sich nicht grade harmlos an. Sehr schnell nämlich hat sich eine scharfe Kritik der Regierung unter den Rednern dieser Versammlung hervorgewagt, und es sieht beinahe nach einem bösen inneren Konflikte aus. Reibungsflächen sind mehrere da. Ein großer Teil des Reichsausschusses sympathisiert mit jenen unruhigen, vorwärtsdrängenden Elementen im Volke, welche die Eröffnung des Parlaments bereits im künftigen Jahre verlangen, nicht zufrieden mit dem Entgegenkommen der Regierung, die den Termin von 1917 bereits auf 1913 vorgerückt hat. Dabei stößt man indessen auf entschlossenen Widerstand der höchsten Instanzen. Die Sache hat sich so zugespitzt, daß man in Hofkreisen nicht ohne Besorgnis vor blutigen Kollisionen ist und Vorkehrungen für solchen Fall getroffen hat, da eine Anzahl radikaler Unruhstifter von Mukden her in der Hauptstadt erschienen sind, von denen das Gerücht sagt, daß sie geschworen hätten, mit Einsetzung ihres Lebens den Forderungen des Reichsausschusses Nachdruck zu geben. Ein Attentat auf den Prinzen Tching, den Ministerpräsidenten, scheint Manchen nicht unmöglich.

Ein andrer Streitpunkt wichtiger Natur ist der Staatsrat, jenes aus kaiserlichen Prinzen und höchsten Beamten zusammengesetzte Kabinet, das täglich unmittelbaren Verkehr mit dem Herrscher hat und unverantwortlich ist. Der Reichsausschuß möchte diese Unverantwortlichkeit beseitigen, ja, im Grunde wohl den Staatsrat überhaupt stürzen.

Außer solchen ernsten Kontroversen beschäftigt den Reichsausschuß noch mancherlei Anderes, wobei Meinungsverschiedenheiten mit der Regierung hervortreten können, Dinge, die uns mitten in den Umschmelzungsprozeß der chinesischen Kultur hineinführen. So wird jetzt die Frage der Abschaffung des Zopfes lebhaft erörtert. Europäische Leser lachen vielleicht über den Gegenstand. Es ist aber in Wahrheit nicht solch eine Kleinigkeit und Aeußerlichkeit. Ein chinesischer Beurteiler bemerkte neulich ganz recht, die Abendländer sollten nur einmal bedenken, was es heißen würde, wenn man bei uns den Richtern und Geistlichen ihre Talare, oder in England dazu noch den Juristen ihre Perücken nehmen wollte. Und doch sei das nur die Gewohnheit eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung. Mit

der Abschaffung des Zopfes hängt zudem in China die Einführung europäischer Kleidung eng zusammen, und die wiederum würde für Gewerbe und Handel ohne Frage eine gefährliche Krisis herbeiführen können. Dennoch scheint der Reichsausschuß energisch der Abschaffung des Zopfes zuzusteuern. Sodann berät er über die wichtige Frage eines neuen Gesetzbuches. Auch da ist es von weittragender Bedeutung, ob man sich rückhaltlos (im Strafmaß zum Beispiel) an europäische Vorbilder anschließen oder möglichst chinesische Anschauungen und Maßstäbe festhalten soll. Weiter ist da die Opiumunterdrückung, die viel Erwägungen hervorruft. Es kommen ferner allerlei Anträge aus der Mitte des Volkes an den Reichsausschuß heran: so jüngst eben die überraschende Mahnung eines progressiven Frauenbundes, Konkubinat und Polygamie in China gesetzlich abzuschaffen!

Dergleichen gibt mehr zu denken, als man in einer kurzen Wartestunde zu Ende denken kann. Der Anfang der heutigen Reichsausschußverhandlungen überraschte mich mitten im Nachsinnen über diese Probleme.

Etwa eine Stunde lang verweilte ich bei der Sitzung. Es wurde lebhaft, zum Teil leidenschaftlich geredet, von manchen Rednern mit Geschick und unter Beifall. Eigentlich standen zunächst Etatsfragen zur Verhandlung. Diesen Gegenstand schoben die ersten Redner aber als nebensächlich bei Seite, um die brennendste Frage der Verantwortlichkeit des Staatsrates in den Mittelpunkt der Diskussion zu stellen. Es wurde dann von mehreren Seiten sehr nachdrücklich der Standpunkt vertreten, solange kein verantwortliches Kabinet gebildet sei, müsse der Staatsrat dem Reichsausschusse in gewissem Grade verantwortlich sein. Eine dahinzielende Eingabe sei dem Throne vorzulegen.

Es war ein eigenartiger Eindruck, unter dem ich stand, während ich diese ersten Vertreter des chinesischen Volkes in dem Saale da unten an ihren Pulten sitzen und einen nach dem andern, oft mehrere zugleich, von ihren Plätzen aufspringen sah, um heftig das Wort zu ergreifen. An die Anfänge der französischen Revolution — sit venia verbo — fühlte ich mich erinnert. Natürlich, — das war ungezügelte Phantasie. Aber Manches sieht doch ähnlich aus. Auch hier spürt man jene eben entfesselten Kräfte aus der Volkstiefe, die mit einer Art Explosion an die Oberfläche treten. Auch hier wird sich das Volk mit einem Male dessen bewußt, daß es Etwas will; die dumpfe, stumpfe Masse regt sich und öffnet den Mund, indem sie ihre Sprecher in den Sitzungssaal sendet, ungestüme Sprecher. Auch hier tauchen jene Persönlichkeiten auf, welche Begabung und Ehrgeiz antreibt, im Dienste des Volkes oder auch durch geschickte Benutzung der Menge Einfluß, Berühmtheit, Größe, Macht zu gewinnen, die Mirabeau, Danton, Robespierre. In Peking heißen sie Tchi Tschung-yen, oder Yü Pang-hua, oder Yi Tsung-kuei; aber ist das ein großer Unterschied?

Immerhin mag das törichte Einbildung sein. Zwar habe ich tüchtige Kenner der Lage gesprochen, die überzeugt waren, daß eine friedliche Verständigung der so verschiedenen Strömungen unmöglich sei und daß China immer mehr einer inneren Katastrophe entgegentreibe. Doch sind das vielleicht Schwarzseher. Es kann wohl auch eine ruhige Reform bleiben, die das Neue schafft. Eins nur ist sicher: anders wird es in China, von Grund auf anders.

3

Schon als ich von der Mongolei herniederstieg, sah ich es in Kalgan, dem Grenzstädtchen, daß eine neue Aera anbricht, sah es an Aeußerlichkeiten sowohl wie an Tieferem. Auf den Straßen die Polizisten, den japanischen nicht unähnlich; Laternen brannten des Abends; Soldaten exerzierten auf einem Platze mitten in der Stadt; ausländische Waren überall auf den Verkaufsständen; das alte durchlöcherte Kupferstück vom geprägten Silber- und Kupfergeld verdrängt; irgendwo sogar ein europäisch eingerichtetes „Hotel" mit beschränktem Englisch und unbeschränkten Preisen. Der höchste Zivilbeamte der Stadt, ein Mandschu (wie sein Name zeigte), der sich mir sehr freundlich erwies, sprach auch Englisch, war lebhaft interessiert für alles Europäische, mußte dagegen gelegentlich seinen chinesischen

Literaten zu Hülfe rufen, wenn das Gespräch auf einen selteneren Namen aus der chinesischen Geschichte oder Kunst oder auf einen ungewöhnlichen Buchtitel kam. Das schon am Rande der Mongolei! Auch die Bahn hörte man dort schon pfeifen, die Peking-Kalgan-Bahn, die bald weiter geführt werden soll durch die Gobi, diese Bahn, die ein chinesischer Ingenieur ohne alle europäische Hülfe mit chinesischem Gelde gebaut hat und weiterbauen wird! Ein Meisterwerk der Eisenbahnbaukunst, sagen selbst europäische Sachverständige, und man glaubt es schon, wenn man mit ihr die wilden Bergschluchten entlang fährt und durch die vielen Tunnels bis zum Nankon-Passe hinuntergleitet. Man begreift, daß jeder Chinese stolz darauf ist. Das war keine leichte Arbeit, die hier chinesischer Geist und chinesische Hände getan haben.

Ja, es wird Vieles anders in China, unbestreitbar. Aber soll man sich darüber freuen?

Es ist doch ein eigentümlicher Prozeß, wenn so eine andere Kultur von der europäischen überwältigt und verdrängt wird, neulich erst die japanische, jetzt die chinesische. Ich empfinde besonders Eins dabei. Wären es echt geistige Werte, die siegten, wäre es ein inneres Wohlgefallen an unserm Besitz, was die Asiaten zu uns herüberzöge, dann wäre der Wandel mir schon sympathischer. Aber es ist nichts als der Nutzen, der bare äußere Profit, und die äußere Notwendigkeit, sich zu behaupten, was entscheidend wirkt. China fühlt, daß es in den alten Bahnen sich gegen all die europäischen Mächte nicht zu halten vermag, darum denn also neue Wege, neue Einrichtungen, Heere, Arsenale, Fabriken, Eisenbahnen, Schulen, und dann nur auch gleich weiter, europäische Tracht, europäische Sitte, Sprache, Hauseinrichtung und was es sonst sei: Denn nur so werden wir wieder eine Macht!

Ist richtig. Kann wenigstens sein. Und doch wird einem traurig dabei zu Mute. Es scheint mir immer, als seien es nicht die schlechtesten Elemente im chinesischen Volke, die sich der Umbildung ins Europäische hinein heute widersetzen, die selbst den Zopf nicht wollen fallen lassen. Diese Menschen wurzeln eben zu tief und zu herzlich in dem Gewordenen. Und ist dies kein Boden hier, der altchinesische, um darin zu wurzeln?

Seit etwa sechzehn Jahren kenne ich China aus eigener Anschauung, habe Chinas Sprache, Sitte, Geschichte, Kunst studiert, soweit man das neben einem andern Berufe her tun kann. Meine Urteile im Einzelnen haben sich vielfach gewandelt; aber der Gesamteindruck ist geblieben und wurde nur immer stärker, der Eindruck, daß in der chinesischen Kulturwelt Menschheitswerte vor uns liegen, die so nie wieder zu finden sind. Ich bin kein Sinologe, und das Lesen chinesischer Texte macht mir noch immer beträchtliche Schwierigkeiten. Aber doch, — so oft ich hineintauche in das chinesische Schrifttum, umfängt es mich mit seinem eigenen Reiz und löst, z. B. in den Dichtungen des alten Liederbuches oder auch in modernen Poesien, durch Sprache und Vorstellungswelt in mir Empfindungen aus, die mir sonst von nirgendwoher so geweckt werden. Ich bin kein Kunsthistoriker und fasse die Werke der chinesischen bildenden Kunst nur von der Seite her auf, wie sie eben zu mir sprechen und mir das Herz erfreuen. Aber, — je öfter ich mich hineinsehe in ein gutes chinesisches Gemälde, desto lebendiger wird der Reiz jener geistigen Welt, aus der solche Schöpfungen hervorgegangen sind, und zwar einer geistigen Welt, die im Kreise der abendländischen Kultur so nicht zu finden ist. Wenn ich dann durchs Land wandere, wenn ich in einem einfachen Bauernhaus einkehre und mir von einer freundlichen Alten Tee einschenken und ein gutes Wort geben lasse, wenn ich auf der Stadtmauer eines kleinen Ortes umherspaziere und mir all die Dächer und Höfchen und Gärtchen und Tempel von oben herab anschaue, wenn ich im Gedränge der Straßen den Arbeitsernst und die Genügsamkeit und Fröhlichkeit dieses Volkes sehe, wenn ich in ihre Werkstätten eintrete und mich an den einfachen, aber doch geschickten Methoden und den festen Traditionen ihrer Arbeit freue, wenn ich in ihrem Verkehr und Benehmen jene uralte Gebundenheit in Formen und Ausdrücken wahrnehme, die dem Einzelnen wie zur zweiten Natur geworden ist, dann spricht mich aus dem Allen immer wieder der Geist eines merkwürdigen Werdens, einer besonderen Menschenschöpfung an, vor dem man unwillkürlich Achtung haben muß.

Aber das Alles geht nun dahin. Als ein Lebendiges, Wachsendes hat es seine Zeit gehabt. Das Europäertum wird es von jetzt an immer mehr in den Hintergrund schieben, ins Altenteil drängen, und schließlich wird es sich eines Tages in Museen eingesperrt finden wie das alte Griechenland und Rom. Es mag noch einige Zeit dauern bis dahin, aber die Wende des Schicksals scheint mir jetzt da zu sein. Man kann das nicht ohne Trauer miterleben.

Zwar zeigt der prüfende Blick, daß in der chinesischen Kulturwelt selbst seit dem achtzehnten Jahrhundert (Chienlungs Regierung) ein durch innere Ursachen bedingter Zerfall eingesetzt hat, und es mag zweifelhaft sein, ob die Auflösung nicht doch von selbst gekommen wäre und ob nicht diesem ältesten und dauerndsten Gebilde der Menschengeschichte schließlich auch eben bereits die Stunde schlug, die einmal allem Irdischen schlägt. Aber das ist doch nur ein Vielleicht, und außerdem fehlt dem natürlichen Niedergang einer Kultur jenes Gewaltsame, Verletzende, was darin liegt, wenn eine fremde Macht erstickend und auslöschend sich über das Heimische wirft.

Doch was hilft da alles Bedauern? Es ist ein Vorgang von fast naturgesetzlicher Unerbittlichkeit.

Mir steht ein Bild vor Augen, das ich auf der Fahrt von Kalgan nach Peking sah und das auch von einem Photographen in Kalgan durch den Apparat festgehalten ist, ob mit bewußter Erfassung des Symbolischen darin oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis. Ueber die Berge bei dem Nankon-Passe, dort wo die Ebene des nördlichen Chili an die Bergwelt stößt, läuft jene alte Schutzmauer gegen die Räuberheere an den Grenzen, die große Mauer Chinas, die der merkwürdigste Herrscher dieses Landes etwa zweihundert Jahre vor Christo aufführen ließ. Als ein sonderbarer Ueberrest des alten China steht sie da, einst ein staunenswertes Werk, die Energie und den Zusammenschluß des damaligen Reiches bekundend, heut samt ihren Türmen zerfallen und längst ohne praktische Bedeutung. Grade durch die Berge aber, deren Kamm die lange Mauer krönt, dringt der Tunnel der neu gebauten chinesischen Eisenbahn, und unmittelbar unter den Resten der alten Mauer öffnet sich die Erde, um Lokomotive und Wagen hervorzuspeien aus dem Innern. Ich sagte vorhin schon, daß grade diese Bahn ein Zeugnis rein chinesischer Leistungsfähigkeit sei, da sie von einem chinesischen Ingenieur und ohne fremdes Geld gebaut ist. Also ein rechter und tüchtiger Beleg der Lebenskraft des erwachenden modernen China. In einer wirklich packenden Symbolik stößt auf diese Weise Vergangenheit und Zukunft des Landes an diesem Flecke mit einander zusammen. Da steht die alte Grenzmauer, bestimmt das Fremde abzuwehren, aber unter ihr hin braust die Eisenbahn durch das Gebirge, in die fernste Ferne den Verkehr vermittelnd.

Dem Völkerverkehr und der Völkergemeinschaft gehört die Zukunft. Das steht auch über Chinas Schicksal geschrieben. Wenn dadurch das Begraben einer alten Kultur notwendig wird, so mag man das tief beklagen, aber es ist eins der Opfer, die geschichtliches Werden eben fordert. Je inniger man das Schmerzliche eines solchen Vorgangs fühlt, um so mehr sollte man dadurch angetrieben werden, wenigstens mitzuwirken, daß aus dem Neuen, was sich jetzt in China erhebt, auch wirkliche Werte entstehen, dauernde, innerlich wurzelnde Werte, daß also die Chinesen mehr eingeführt werden in die Innenseite unsrer Kultur und daß sie das Beste, was wir haben, wirklich verstehen lernen. Dazu bedarf es freundlicher Berührung in Geistes- und Gemütsleben. Hier liegen unendlich schwierige, aber auch unendlich lohnende Aufgaben. Ihre Lösung bedeutet auch eine Art durchbohrenden Tunnels, der eine trennende Grenzscheide wirkungslos macht. Heinrich Hackmann

Wer ist ein Modernist?

1

Unter dieser Ueberschrift finden sich in Nr. 1 der Schweizerischen Rundschau (1911) die nachstehenden Ausführungen des

Beilage zur „Christlichen Welt".

(Sonderabdruck der Beilage zu Nr. 7 der „Christlichen Freiheit".)

Aktenstücke zum Fall Jatho.

I.

Verfügung des Evang. Oberkirchenrats.

Evangelischer Oberkirchenrat. E. O. I. 3775 II. Berlin, den 7. Januar 1911. W. 9. Köthenerstr. 38.

An Herrn Pfarrer Jatho, Hochehrwürden, Köln a. Rh. durch das Königliche Konsistorium in Koblenz.

Wir sehen uns veranlaßt, Ew. Hochehrwürden folgendes zu eröffnen.

Bereits im Jahre 1905 sind, wie Ihnen bekannt, ernste Beschwerden über die von Ihnen verkündigte Lehre aus der Gemeinde Köln erhoben worden. Sie haben indessen durch die im Laufe des Juni und August desselben Jahres stattgehabten mündlichen Unterredungen mit dem Herrn Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, und durch die in deren Verlauf Ihrerseits abgegebenen, auch vor dem Presbyterium in Köln wiederholten entgegenkommenden Erklärungen einen vorläufigen Abschluß gefunden.

Auf erneute Kundgebungen und Eingaben, die besonders durch Ihre gedruckten Predigten veranlaßt waren, ist Ihnen sodann durch die Verfügung des Königlichen Konsistoriums in Koblenz vom 8. Juni 1906, im Vertrauen auf den Ernst Ihrer Gesinnung, der in einer nochmaligen Unterredung mit Herrn Generalsuperintendenten D. Umbeck vom 25. Januar v. J. seinen Ausdruck gefunden hatte, sowie in dem Wunsche, die Ihnen vom Herrn verliehenen Gaben dem Dienst seiner Kirche erhalten zu sehen, zugleich auch in unserem Namen wiederholt eine Erinnerung an die dem landeskirchlichen Geistlichen in der Verkündigung der Lehre gezogenen Grenzen und die Mahnung ausgesprochen worden, sie nicht zu überschreiten.

Aber bereits gegen Ende desselben Jahres nötigten neuere Beschwerden, vor allem die durch Ihren in Köln über die Bedeutung des Abendmahls gehaltenen Vortrag entstandene, weitgehende Bewegung, das Königliche Konsistorium, Sie auf die nunmehr unausbleiblichen Folgen Ihrer Haltung hinzuweisen und Ihnen für den Fall, daß Sie nicht andere Wege einschlügen, die Disziplinar-Untersuchung mit dem Ziele der Amtsentsetzung in Aussicht zu stellen.

Alle diese Maßnahmen und Einwirkungen sind, abgesehen von der Zusage keine Predigten mehr drucken zu lassen, soweit erkennbar, Ihrerseits ohne Beachtung geblieben.

Vielmehr sind auch in den Jahren 1908 und 1909 dauernd neue, insbesondere durch die von Ihnen in auswärtigen Gemeinden gehaltenen Vorträge hervorgerufenen Klagen und Beschwerden erhoben worden. Sie werden aber nicht verkennen, daß Klagen aus anderen Gemeinden ebenso schwer ins Gewicht fallen, wie die aus Ihrer eigenen Gemeinde. Dies um so mehr, als durch Ihr Auftreten in anderen Gemeinden Erregungen in diese hineingetragen sind, und Sie damit selbst deren Gliedern das Recht zu Beschwerden in die Hand gegeben haben.

Schließlich haben Sie Ostern 1910, und zwar trotz der ausdrücklichen Abmahnung der dortigen kirchlichen Instanzen, in Barmen einen Ostervortrag gehalten, gegen den ein Protest des Presbyteriums bei uns eingegangen ist.

Im Verfolg dieser Beschwerde ist uns weiter die Reihe von Artikeln vorgelegt worden, die Sie in den vom Vereine für evangelische Freiheit herausgegebenen „Evangelische Gemeinde-Nachrichten aus Köln", Jahrgang 1910, veröffentlicht, und die Sie auch bereits durch ein an den Synodal-Assessor Pfarrer Schmidt gerichtetes Schreiben vom 31. August v. J., als aus Ihrer Feder stammend anerkannt haben. Aus diesen uns in zusammenhängender Reihenfolge bis Ende August 1910 vorliegenden Artikeln müssen wir entnehmen, daß Sie sich nicht nur von einzelnen christlichen Lehren, sondern von allem, was Christentum heißt, in einem Maße entfernen, wie es uns wenigstens bis dahin nicht entgegengetreten war und auch nach Ihren, dem Generalsuperintendenten Umbeck abgegebenen Erklärungen aus den Jahren 1905 und 1906 nicht angenommen werden konnte.

Zwar fehlten auch in Ihren gedruckten Predigten nicht die Stellen, die auf eine gleiche Grundanschauung, wie die der Artikel hinweisen. Ausdrücklich bestätigt werden die Ausführungen der letzteren durch ein uns vorliegendes Stenogramm des erwähnten Barmer Vortrags sowie durch die, wie wir zunächst annehmen müssen, zuverlässige Skizze einer von Ihnen im Juli 1910 in Köln über den Text: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt" gehaltenen Predigt. Die Artikel können also nicht als vereinzelte Uebereilungen angesehen werden. Sie sind einer bestimmten und festen Grundanschauung entsprungen, sorgfältig gearbeitet, als Andachten für die Gemeinde gedacht und an diese gerichtet. Sie fordern daher die gleiche Behandlung wie die von der Kanzel geübte Verkündigung der Lehre.

Auf Grund dieser Ihrer Kundgebungen nun muß sich uns die Annahme aufdrängen, daß es Ihnen nicht, wie wir Ihrer früheren Zusage gemäß hoffen zu dürfen glaubten, möglich gewesen ist, Ihre Lehrweise mit der in der Landeskirche maßgebenden, durch Schrift und Bekenntnis bestimmten, in Einklang zu setzen oder doch wenigstens ihr anzunähern.

Es scheint vielmehr, wie auch aus scharfen polemischen Aeußerungen erhellt, daß innerlich der Gegensatz gegen die Kirche und ihre Lehre sich Ihnen verschärft hat. Unter diesen Umständen durften wir uns nicht länger der Frage entziehen, ob bei diesem Ihrem Verhalten Ihr ferneres Verbleiben im Amte der Landeskirche noch angängig sei.

Da indessen nach dem inzwischen in Kraft getretenen Kirchengesetze vom 16. März 1910 (K. G. u. V. Bl. S. 7 ff.) ein disziplinares Einschreiten gegen einen Geistlichen wegen Irrlehre nicht mehr stattfindet, so haben wir nunmehr pflichtgemäß in die Erwägung eintreten müssen, ob die Angelegenheit dem durch das genannte Gesetz geschaffenen Spruchkollegium zu überweisen sei, das seinerseits die Entscheidung darüber zu treffen hat, ob Sie „mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten sind, daß Ihre fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist" (§ 1 a. a. O.).

In dem uns gemäß § 2 Abs. 2 des Gesetzes erstatteten Berichte hat das Königliche Konsistorium in Koblenz uns seine Auffassung dahin vorgetragen, daß der Versuch einer Beseitigung der Bedenken im Wege wiederholter persönlicher Besprechung, insbesondere durch Vermittelung des Generalsuperintendenten, aussichtslos erscheine. Wir können uns dieser Auffassung für die schon vor dem Inkrafttreten des Gesetzes anhängig gewordene Angelegenheit im Hinblick auf die im Laufe des Verfahrens wiederholt — auch durch Vermittelung des Generalsuperintendenten — mit Ihnen stattgehabten Besprechungen um so mehr anschließen, als eben die Resultatlosigkeit dieser Besprechungen die gegenwärtige Lage herbeigeführt hat.

Sie wollen uns daher behufs der uns obliegenden Klarstellung der in Betracht kommenden Punkte (§ 3 des Gesetzes) folgende Fragen klar und eingehend beantworten.

1. Sie reden in den obenerwähnten Artikeln von einem Gott, der das „ewige Werden" ist und als „die unendliche Entwickelung des Weltalls" begriffen werden muß (S. 14). Er ist „das Bewegliche", das „erst in Deinem Ich sich personifiziert hat", das „Allsein", bei dem „zwischen Gott und Welt keine Kluft besteht" — es gibt da „keine Unterschiede des Wesens, sondern nur Mannigfaltigkeit und Eigenart der Kraft und der Form; und auch diese Form ist ewigem Wechsel unterworfen, ist nur eine Welle im unendlichen Strom, gedrängt und drängend, gehoben und im Sinken hebend" (S. 157. 158).

Erkennen Sie diese und ähnliche überall bei Ihnen wiederkehrende Aeußerungen, in denen Sie ganz unabweislich unter Gott den unendlichen, sich immer erneuernden, nur in seiner steten Veränderlichkeit unveränderlichen Prozeß des Werdens verstehen, aus dem alles entsteht und in dem alles wieder untergeht, als die Lehre von Gott an, die Sie bei Ihrer Verkündigung an die Gemeinde zugrunde legen?

2. Es entspricht der Konsequenz dieses Gottesbegriffs, wenn der Gedanke der Religion Ihnen aufgeht in dem „Kultus der Idee, der Loslösung aus den Banden der Sinnlichkeit" (S. 339), kraft deren „die Seele entbrennt in glühender Sehnsucht über sich selbst hinaus" (S. 2). Sie behaupten eine „Gleichberechtigung aller Religionen", die Ihnen aus dem Gedanken der göttlichen Allgegenwart folgt (S. 350), während das Geschichtliche nur „das Gleichnis des Uebergeschichtlichen", „das Abbild eines göttlichen Lebensstromes ist, der unpersönlich durch die Geschlechter der Menschen dahinfließt" (S. 97).

Bekennen Sie sich zur Verkündigung dieser Lehre gegenüber

dem Anspruch des Christentums die Religion zu sein, die auf der in die Geschichte hineingetretenen und in Christo vollendeten Offenbarung Gottes beruht?

3. Sie lehren, wiederum folgerecht dem unter Punkt 1 skizzierten Gedanken entsprechend, daß wir „nicht als arme Sünder, sondern als Gotteskinder voll göttlicher Schönheit der Lebensfülle geboren worden" (S. 14), „heilig die Gottheit, darum heilig die Welt, heilig das Leben, heilig die Natur und vor allem heilig der Mensch" (S. 242).

Ist dies die von Ihnen verkündigte Lehre von Menschen, mit der Sie dem sittlichen Ernst des christlichen Gewissens und der in ihm begründeten Erkenntnis von Sünde und Schuld Ihrerseits zu entsprechen meinen?

4. Jesus Christus ist die „fließende Größe, die tausendmal sich im Laufe der Zeiten gewandelt hat" (S. 301), belastet mit „Gegenwarts-Interessen", von denen er selbst „erst erlöst werden muß" (S. 98), an seiner Sache verzweifelnd gestorben, und erst durch seinen Fall von dem „befreit, was etwa noch von Regungen niederer Art in ihm lebte" (S. 122). Die ihm zukommende Verehrung geht daher nicht über „Heldenverehrung" hinaus (S. 121), über die „Anerkennung, daß der Durchschnittsmensch nicht den Mut besitzt, sein Leben für seine Ueberzeugung in die Schanze zu schlagen" (S. 122). Jesus ist der Anreger von Ideen, die „sich nicht in seiner Person erschöpfen" (S. 97) und hat daher nur eine geschichtliche, zufällige Bedeutung. Das Prädikat der Notwendigkeit kommt lediglich dem in jedem Zeitalter neu zu erzeugenden und in diesem Sinne „lebendigen" „Christus" zu (S. 314). „Das Leben allein kann dich erlösen, das Leben ist dein Heiland und dein Versöhner, dein Herr und dein Befreier, dein Richter und dein Fürsprecher, mit einem Wort: dein Christus" (S. 302).

Erkennen Sie in diesen Ausführungen die Richtschnur Ihrer Lehre in Predigt und Unterricht?

5. Sie lehren, wiederum in Konsequenz Ihres Gottesbegriffs, daß wir „aus Gott erzeugt, von ihm auch wieder verschlungen" werden, um seine „Zeugungskraft zu vermehren und zu vertiefen" (S. 158).

Bekennen Sie sich zur Verkündigung dieser Lehre, die ein ewiges Leben in Gestalt einer persönlichen Fortdauer ausschließt?

6. Wenn Sie mit allen diesen, wesentlich in der Ihrem Gottesbegriff zugrunde liegenden Anschauung beruhenden Ausführungen nicht nur mit einzelnen Lehrmeinungen, sondern mit den grundliegenden Gedanken des christlichen Glaubens, das heißt also mit der christlichen Religion selbst, sich im Widerspruch befinden, so müssen wir die bestimmte Erklärung von Ihnen fordern, ob Sie an Ihrer Lehre festzuhalten gesonnen sind.

Ihrer Antwort sehen wir binnen 14 Tagen entgegen.

Zugleich erwarten wir eine Erklärung über die richtige Wiedergabe des Inhaltes ihrer obenerwähnten Julipredigt in der abschriftlich beigefügten Skizze sowie weiter darüber, ob und inwieweit Sie in dem gleichfalls abschriftlich beigefügten Stenogramm des zweiten Teils Ihres Ostervortrages eine zutreffende Wiedergabe Ihrer Ausführungen erkennen, deren erster Teil nach Ihrer Bekundung in dem von Ihnen eingereichten Referat der Barmer Zeitung vom 1. April im wesentlichen getreu enthalten ist.

Sollten Sie uns den Wunsch einer nochmaligen persönlichen Besprechung der Angelegenheit zu erkennen geben, so sind wir bereit, einem solchen Wunsche zu willfahren. Gez. Voigts.

II.

Antwort von Pfarrer Jatho.

Köln, den 26. Januar 1911.

Antwort des Pfarrers Jatho in Köln auf den Erlaß vom 7. Januar 1911. (E. O. I. 3775 II.)

An den Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat, Berlin durch das Königl. Konsistorium Koblenz.

Dem Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat erlaube ich mir auf den Erlaß vom 7. Januar 1911 (E. O. I. 3775 II) das Nachstehende ergebenst zu erwidern.

ad 1. Der wäre fürwahr ein schlechter Prediger, der Gott anders verkündigte, als er ihn erlebt. Der Gottesglaube und die Gottesgemeinschaft sind nach meiner Erfahrung das beweglichste Element des religiösen Lebens. Auf keinem anderen Gebiet sind die Berührungen so vielseitig und vieldeutig, die Verbindungsfäden so verborgen, die Möglichkeiten verstandesmäßigen Erkennens und Darstellens so gering. Nirgends fließt aber auch der Strom des Lebens so mächtig, nirgends werde ich so von seiner Kraft überwältigt als eben im Verkehr mit Gott. Was ich von ihm aussage, ist daher keine in sich abgeschlossene Gotteslehre, sondern ein Versuch, das innerlich Geschaute und Empfundene meinen Hörern und Lesern so anschaulich zu machen, wie es mir selbst vor dem inneren Auge steht. Dabei bediene ich mich meistens der Sprache der religiösen Symbolik, zuweilen aber drängt es mich auch, alles Sinnbildliche abzustreifen und das Wesen der Gottheit sachlich zu beschreiben, soweit das an sich möglich ist. Dahin gehören Bezeichnungen wie „ewiges Werden", „unendliche Entwicklung des Alls", „Allsein" und ähnliche.

Sie dienen mir dazu, die Vorstellung eines außerweltlichen Gottes zurückzuweisen. Ich glaube an die Immanenz Gottes in der Welt, weil ich an eine unendliche und ewige Welt glaube. Gott hat die Welt aus sich entwickelt, gestaltet, nicht von außen her ins Dasein gerufen. Ich kann mir keinen zeitlich bestimmten Schöpfungsakt denken, sondern Gottes Walten ist ewige Schöpfung. Und was der Katechismus „Erhaltung der Welt" nennt, erkläre ich mir als Gesetz der Notwendigkeit des Lebens. Das Leben im weitesten Sinn des Wortes, das Alleben und Einzelleben, als organisches und unorganisches, als geistiges und körperliches, sittliches und religiöses, ist mir „die Fülle der Gottheit". Leibhaftig wird diese Fülle im Menschen, d. h. sie finden im Menschen ein Organ, welches imstande ist, die Gottheit zu objektivieren, sie als Gegensatz zu begreifen oder zu fühlen und diesen Gegensatz wieder aufzuheben. Im Menschen kommt es daher zu bewußten, d. h. persönlichen sittlichen und religiösen Beziehungen zur Gottheit, welche dann von Gott bewußt aufgenommen werden und sich darstellen als Liebe und Gegenliebe, als Glaube und Offenbarung, als Hoffnung und Erfüllung. Im Menschen verdammt Gott und spricht frei, erniedrigt und erhöht er, tötet und macht lebendig, führt in die Hölle und wieder heraus, und zwar alles in beständiger und bewußter Wechselwirkung von ihm auf mich, von mir auf ihn. Dies Verhältnis fühle ich als ein väterlich kindliches, so daß ich sagen kann: Mein Vater und ich sind eins.

Gottinnigkeit ist mir wichtiger als Gotteserkenntnis, Bezeugung seiner Kraft wertvoller als ein in Worte faßbares Bekenntnis zu irgendeiner Vorstellungsform seines Wesens. Meine Predigt, mein Unterricht, meine Seelsorge zielen einzig auf Erweckung göttlicher Kraft. Ob ich zu diesem Ziele mit Hilfe der in den Bekenntnissen der Kirche niedergelegten Gottesvorstellungen gelange oder durch die praktische Verwertung irgendeiner anderen, nicht kirchlich approbierten, Gottesidee ist mir an sich gleichgültig. Ein Interesse habe ich an dieser Frage nur insofern, als ich bei meiner Wirksamkeit unter allen Umständen im Einklang bleiben muß mit meinem inneren Erleben und meiner persönlichen religiösen Erfahrung. Denn „das persönliche höhere Leben und die Ethik sind das einzige Gebiet, auf welchem wir Gott zu begegnen vermögen" — wie Harnack zutreffend in seinem auf dem vorjährigen Berliner Weltkongreß für freies Christentum usw. gehaltenen Vortrag bemerkt.

Damit aber mein inneres Erleben nicht in haltlose Schwärmerei oder unklare Gefühlsschwelgerei ausarte, erhalte ich es in beständiger Fühlung mit den Versuchen, zu einer möglichst bestimmten Gotteserkenntnis zu gelangen. Diese Erkenntnis ist, wie wohl allseitig zugestanden wird, wesentlich bedingt durch das Weltbild, das im denkenden Geist sich spiegelt. Wäre unser heutiges Weltbild noch das der Bibel, so würden auch die mehr oder minder patriarchalischen Vorstellungen von Gottes Wesen und Wirken, wie sie in der Bibel vorwalten, ohne Schwierigkeit unser Eigentum werden können. Da aber das biblische Weltbild zerstört ist und auch niemals wieder zurückgewonnen werden kann, so sind wir durch die Entwicklung der Philosophie, der Geschichtsforschung und der Naturwissenschaft, also durch Gottes Walten selbst, auf die Pflicht gestellt, neue Bahnen zur Gewinnung einer dieser Entwicklung entsprechenden Gottesidee zu suchen und, soweit möglich, zu betreten. Wer den altkirchlichen Gottesglauben, der im wesentlichen auf der Annahme des Wunders beruht, noch naiv teilen kann, der muß ihn auch verkündigen; wem aber der Anthropomorphismus des Alten und Neuen Testaments zur symbolischen Hülle der Wahrheit geworden ist, der darf auch das nicht verschweigen. Das Vertrauen, welches mir meine Gemeinde entgegenbringt, beruht zum guten Teil auf meinem Vertrauen zu ihr, daß ich ihr alles sagen darf, was mir das Herz bewegt. Wankte dies mein Vertrauen, ertappte ich mich bei meiner Wirksamkeit auf einem Gehorsam gegen Instanzen, welche außerhalb der lebendigen Wechselbeziehungen zwischen meiner Gemeinde und meiner Person bestehen, so wäre mir alle Kraft zu pastoraler Tätigkeit unterbunden. Wenn ich also den von mir jederzeit geachteten und in ihrem Wohlwollen für mich dankbar anerkannten Ermahnungen des Hochwürdigen Oberkirchenrats und des Königlichen Konsistoriums der Rheinprovinz nicht so gefolgt bin, wie man es erwartete, so beruht das weder auf Eigenmächtigkeit noch auf mutwilligem Widerstreben, sondern auf einer inneren Unmöglichkeit. Ich kann es nicht.

ad 2. Meine Auffassung der Religion als Kultus der Idee, als Pflege bewußter Beziehungen des Einzellebens zum Alleben, als Loslösung aus den Banden der Sinnlichkeit, als einer Sehnsucht der Seele über sich selbst hinaus widerspricht nicht dem „Anspruch des Christentums, die Religion zu sein, die auf der in die Geschichte hineingetretenen Offenbarung Gottes in Christo beruht". Jede geschichtliche Religion ist mir eine in die Geschichte hineingetretene Offenbarung Gottes. Warum nicht auch das Christentum? Was ich aber bestreite, ist die Anschauung, daß die christliche Religion die in Christo vollendete Offenbarung Gottes sei. Ich bin der Meinung, daß diese Offenbarung in Christus ihren Anfang genommen hat und bis heute noch nicht vollendet ist.

Zu dieser Annahme bestimmt mich zunächst ein theoretischer Grund. Alles „Vollendete" ist dem Untergang geweiht. Würde die Menschheit einen Höchsten hervorgebracht, eine letzte Offenbarung erlebt haben, dann hätten Gottheit und Menschheit ihre Lebenskraft erschöpft. Wäre Jesus der Endgültige, so wäre er auch das Ende, also kein Anfang einer neuen Menschheit, kein „zweiter Adam". Und dazu kommt ein geschichtliches Bedenken. Ich kann aus der evangelischen Überlieferung nicht herauslesen, daß Jesus sich als Krönung und Abschluß des Reiches Gottes betrachtet habe, wohl aber liegen zahlreiche Aussprüche vor, welche in die entgegengesetzte Richtung weisen. Ich will mich nicht berufen auf johanneische Jesusworte wie die von dem kommenden Geist, der die Jünger in alle Wahrheit leiten wird, oder von den größeren Werken, welche sie

Sinn und meiner Ahndung wie die meinigen. Die geringste Erschütterung und es verweht die heilige Umarmung und nun erst steht die Anschauung vor mir als eine abgesonderte Gestalt und nun arbeitet sich das Gefühl aus dem Innern empor und verbreitet sich mit der Röte der Scham und der Lust auf seiner Wange. Dieser Moment ist die höchste Blüte der Religion.

Reden 42—43.

Wie unrecht wendet ihr euch an die Religion mit euren Vorwürfen. Daß sie verfolgungssüchtig und gehässig, daß sie die Gesellschaft zerrütte und Blut fließen lasse wie Wasser. Klaget dessen diejenigen an, welche die Religion verderben, welche sie mit Philosophie überschwemmen und sie in die Fesseln eines Systems schlagen wollen! Worüber denn in der Religion hat man gestritten, Partei gemacht und Kriege entzündet? über die Moral bisweilen und über die Metaphysik immer, und beide gehören nicht hinein. Einem frommen Gemüt macht die Religion alles heilig und wert, sogar die Unheiligkeit und Gemeinheit selbst, alles, was es faßt und nicht faßt. Sie ist die einzige und geschworene Feindin aller Pedanterie und aller Einseitigkeit.

Reden 35—38.

In der Religion steht die Idee von Gott nicht so hoch als ihr meint, auch gab es unter wahrhaft religiösen Menschen nie Eiferer, Enthusiasten oder Schwärmer für das Dasein Gottes; mit großer Gelassenheit haben sie das, was man Atheismus nennt neben sich gesehen, und es hat immer etwas gegeben, was ihnen irreligiöser schien als dieses.

Reden 72—73.

Ich bin in die Verdammni's des Pantheismus geraten durch meine Reden, lediglich deshalb, weil ich den Verächtern der Frömmigkeit dieselbe gern überall und auch da zeigen wollte, wo sie sie am wenigsten suchten. Soviel ich weiß, hat mein Buch etwas dazu beigetragen, um den Strom der Spötterei zu hemmen und wenn auch nur einzelne Seelen aus dem tötenden Indifferentismus zu retten und ihnen die Augen für die, so Gott will, dennoch wahre und echte Frömmigkeit zu öffnen. Mit diesem Resultat bin ich zufrieden und achte es für einen göttlichen Segen, so daß es mir noch keinen Augenblick leid getan hat, das Buch geschrieben zu haben.

Sendschreiben an Lücke, T. II 600

Beneidet diejenigen nicht, welche durch Gewöhnung an ein künstliches Nachdenken, durch Beschäftigung des Verstands mit den Gründen und dem Zusammenhang unserer gemeinschaftlichen Erkenntnisse es dahin gebracht haben, daß sie über Gott in vielen und regelmäßigen Worten ihre Meinung ausdrücken in tausend Fragen, eine verworrener und spitzfindiger als die andere aufweisen, bestreiten und entscheiden können. Schleiermacher, Predigten I, 153.

Nicht besser ergeht es denen, welche Christum auf diese Art suchen und in alles Geheimnisvolle seines Verhältnisses als Mittler zwischen Gott und Menschen mit ihrem Verstand eindringen wollen. Sie haben keinen Führer, und die Schrift, in der sie nach ganz anderen Dingen forschen sollen, verläßt sie.

Predigten I, 155.

Der Mensch ist der Tempel, in welchem Gott am würdigsten angebetet und am sichersten aufgesucht wird; in diesem offenbaren sich seine Eigenschaften, in diesem verherrlicht sich seine Größe, in diesem sind alle Wunder seiner Macht und Liebe aufgestellt. Predigten I, 161.

Neue Bildungen der Religion müssen hervorgehen und bald, sollten sie auch lange nur in einzelnen und flüchtigen Erscheinungen wahrgenommen werden.

Reden über Religion 169.

Der Glaube ist die unbefriedigte Sehnsucht der Vernunft nach der Phantasie. Denkmale 138.

Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde, sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden, sie hat mich gelehrt, mich selbst mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungeteilten Dasein heilig zu halten und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt.

Reden über Religion, 2—3.

Alle Begebenheiten in der Welt als Handlungen eines Gottes vorstellen, das ist Religion.

Schleiermacher, Reden über Religion 31—32.

III.

Dann hören wir einiges aus den Zeugnissen der Dogmengeschichte wie es uns gerade in die Hände kommt[1]).

1) Es ist uns im Rahmen dieses Wochenblatts unmöglich, auch nur eine annähernde Uebersicht zu geben. Uns genügen Stichproben für den Beweis des Heimatrechts dieser Gedanken innerhalb der kirchlichen Verkündigung aller Zeiten.

Gott hat keinen Namen; denn alles, was einen Namen hat, ist Genosse der Kreatur. Zorn und Grimm sind ihm nicht eigen, Irrtum und Vergessen ist nicht in seiner Natur, denn ganz und gar ist er Weisheit und Erkenntnis. Aristides, Apologet.

Wir sind nicht von Anfang als Götter geschaffen, sondern zuerst als Menschen, dann erst sollen wir werden wie Gott. Es müßte zuerst das natürliche Wesen zutage treten und dann der Mensch dem Bilde Gottes gleich und ähnlich werden. Der Mensch ist zur Vollkommenheit angelegt. Irenäus.

Was besser ist als jede Seele, das nennen wir Gott.

Augustin.

Ihre Stelle behauptet die Seele, die ganz von selbst liebt was über ihr ist, d. h. Gott. Augustin.

Seliger Kuß, durch den Gott nicht nur erkannt, sondern auch als Vater geliebt wird. Mir scheint einen ganz unaussprechlichen Kuß, der außer der Erfahrung aller Kreatur liegt, der bezeichnet zu haben, der sagt: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater.

Bernhard von Clairvaux.

Das Eine läßt sich ganz herab in alles, was außer ihm da ist. Wer Gott anhangt, nimmt ihn durch sein Anhangen auf, er fängt an zu blühen, und in der Blüte ist er vollkommen.

Eckehart.

Gott hat Himmel und Erde geschaffen, d. h. das Oberste und das Unterste. Man darf sich aber die Sache nicht so vorstellen, als komme Gott von außen in uns dadurch, daß er der erste Grund für das Seiende ist, nein, sein Wirken und sein Einfluß als des Ersten und Obersten ist durchaus natürlich. Eckehart.

So gewiß der Vater aus seiner einigen Natur den Sohn natürlich gebiert, so gewiß gebiert er ihn in das Innerste des Geistes, und das ist die innere Welt. Hier ist Gottes Grund mein Grund und mein Grund Gottes Grund.

Eckehart.

Die Kraft des Vaters kommt und zieht den Menschen durch sich in den eingeborenen Sohn, und wie der Sohn geboren wird aus den Vater und wieder in den Vater eingeht, so wird der Mensch in dem Sohne dem Vater geboren und fließt wieder in den Vater mit dem Sohne und wird eins mit ihm.

Tauler.

IV.

Besonders ist es jenes Büchlein, das Luther so lieb war, das Büchlein vom vollkommenen Leben **„Eine deutsche Theologie“**, das uns diese Gedanken predigt.

Alle Werke und Wunder Gottes, ja auch Gott selbst mit allem, was er Gutes ist, sofern das für mich als ein Ausswendiges da ist oder vor sich geht, macht es mich nimmer selig. Sondern nur, soweit es in mir ist, in mir geschieht. (Ausgabe Diederichs, 14.)

Was bleibt denn da noch übrig, davon man etwas halten darf? Ich sage: allein das Eine, das, was man Gott nennt. (21)

In welchem Menschen die Erkenntnis aufgeht, des wahren Guts, da muß auch das Leben des Christus sein. (27)

Wo nur Gott der Mensch ist, wo Christus ist, da wird es unweigerlich ebenso sein: nichts als lautere Demütigkeit und Armut. (39)

Gäb' es etwas Besseres als Gott, das müßte geliebt werden vor Gott. Hat doch Gott selber sich nicht lieb, weil er's ist, sondern weil er das Gute ist, und gäb' es etwas Besseres, so hätte er dieses lieb und nicht sich. (49)

Wer das Christusleben erfahren hat, der kennt Christum. Soviel Christusleben, soviel Christus ist im Menschen, nicht weniger und nicht mehr. (71)

Nun sind alle Dinge wesentlich in Gott, wesentlicher in Gott als in sich selber. (74)

V.

Von dieser großen Welle katholischer Mystik (III. IV) urteilt kein Geringerer als Professor **Hermann** in Marburg: die Spekulationen sind alten Datums, darin hat die Mystik neben dem Neuplatonismus wenig Eigentümliches. Aber in der Fähigkeit, persönliches Leben zum Gegenstand der Beobachtung und Darstellung zu machen, bezeichnet sie einen Höhepunkt, den der Protestantismus bisher nicht erreicht hat. (Verkehr des Christen mit Gott, 3. Aufl. S. 21.)

Der Artikel über Pantheismus in der theologischen Realencyklopädie, der von **positiver** Seite geschrieben ist, schließt mit den Sätzen: Ohne pantheistische Elemente wird unsere Weltanschauung nicht gebildet werden können, wenn auch der reine Pantheismus schwer aufrecht zu erhalten sein wird. Sogar das religiöse, auch das christliche Bewußtsein, wenn es irgendwie sicher ist, wird sich ihnen nicht ganz entziehen dürfen. Es wird sich nicht befriedigen ohne die Anerkennung beider Sätze: wir leben, werben und sind in Gott, und Gott ist in uns. — Damit sind wir bei keinem geringeren angelangt, als bei Paulus.

* * *

Am 19. Januar wurde in der Kölner Gemeinde folgende Erklärung angenommen:

An 4000 evangelische Männer und Frauen aus Köln und Umgebung, wegen Einleitung des Irrlehreverfahrens gegen Herrn Pfarrer Jatho im großen Saale des Gürzenich und in den Reichshallen zu Köln versammelt, erklären dem Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin hierdurch ihr schmerzliches Befremden, daß er die Untersuchung eröffnet hat, ohne sich vorher bei der Gemeinde des Beschuldigten zu erkundigen, was sie seit zwei Jahrzehnten Jathos religiöser Persönlichkeit und seelsorgerischer Tätigkeit verdankt. Die Versammlung sieht sich daher als Vertreterin einer weit überwiegenden Mehrheit der Kölner Gemeinde gezwungen, vor der ganzen evangelischen Landeskirche Preußens und vor aller Welt zu bekunden, daß es Herr Pfarrer Jatho während der gesamten Zeit seiner Kölner Amtstätigkeit und in stets wachsendem Maße verstanden hat, seiner Gemeinde und dadurch der evangelischen Kirche überhaupt als ein auserwähltes Werkzeug zu dienen. Seiner begeisterten Verkündigung persönlicher Religion gebührt das vornehmste Verdienst, wenn sich bei uns an Stelle der früher weithin bestehenden kirchlichen Entfremdung und Gleichgültigkeit ein froher Eifer verbreitet hat, an der lebensvollen Fortbildung evangelischen Glaubens, evangelischer Liebesarbeit und evangelischen Kirchenwesens mitzuwirken. Sein edles Vorbild frommen Lebens ruft jeden von uns, der ihn kennt, täglich und stündlich zur Nachfolge auf. Was ein solcher Mann als seine in langer Entwicklung gereiften Vorstellungen von Gott, Jesus, Menschentum und Ewigkeit verkündet, darf in der auf Freiheit des Gewissens und der Forschung erbauten Kirche der Reformation nicht „Irrlehre" heißen. An seinen Früchten haben wir unsern Jatho erkannt. So fühlt sich seine Gemeinde unzertrennlich mit ihm verbunden. Sie gelobt ihm Treue um Treue, sie verspricht zu ihm zu halten, was auch immer kommen möge. Und sie bittet alle Berufenen in der evangelischen Christenheit, Behörden, Gemeinden und jeden einzelnen, ihr zu helfen, daß dieser Kampf, wenn er denn kommen mußte, ausgehe nicht zum Fluche, sondern zum Segen für unsern Glauben und unsere Kirche.

Wie die Positiven urteilen, ersieht man aus folgenden Notizen. Der Reichsbote schreibt auf einen Bericht aus Köln hin:

Nun hat ja die Gemeinde am Sonntag gesprochen! **Selbstverständlich** kann das Urteil aber für den Oberkirchenrat nicht maßgebend sein.

Wir danken dem Reichsboten für beides, einmal daß er anerkannt hat, daß die Gemeinde Köln gesprochen hat und zweitens daß er aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht hat und in echt katholisch-bürokratischem Geist hinzufügt: „selbstverständlich kann das nicht maßgebend sein!" Maßgebend für die Lehre sind ja immer die Positiven!

Die „Positive Union" ist ganz erleichtert und ruft aus:

„Endlich" wird eingeschritten, das „Seufzen über den schweren lastenden Druck" trete jetzt etwas zurück. Wenn sich diese Presse nur etwas mehr Anstand gegen altehrwürdige Bibelworte angewöhnen könnte. Schreien und „Denunzieren" heißt nicht „seufzen".

Geradezu unglaublich ist die Notiz eines Sonntagsblatts, die uns aus Arnsberg zugeht:

Geradezu ein Skandal aber ists, wenn man — wie berichtet wird, — in diesen Protestversammlungen die „Feste Burg" Luthers singt.

Ach! Dieser „Skandal" wird noch oft eintreten, genau so oft, als sich freies, frommes Gewissen aufbäumt gegen Buchstabengewalt.

Genug. Die Sache ist klar. Jatho hat 20 Jahre wirklichen Lebens seiner Gemeinde in Köln geschenkt. In den Koblenzer Konsistorialakten liegt der Nachweis, daß gerade er zu den meist verlangten Seelsorgern in erster Linie zählt. Das Verhältnis zur Gemeinde gibt den Ausschlag. Landeskirchlich betrachtet hat Jatho ebenso im Segen gewirkt. Er hat Hunderte in der Kirche erhalten. Auch nach dieser Seite liegt die Sache klar.

Vor allem werden wir nie aufhören, gegen die Herrschaft eines Spruchkollegiums in der protestantischen Welt anzukämpfen.

Nach Lehre oder Lehren richten, führt stets nach Rom und dann ist der Papst weit erträglicher, als die Päpste. Rom würde lachen, aus vollem Halse lachen, wenn jetzt die Protestanten anfangen, um der Lehre willen Pfarrer abzusetzen, und mit ihm würde die Welt lachen oder — weinen. In protestantischer Gemeinschaft gilt das Wort des größten Erforschers der Dogmengeschichte, von dessen Ergebnissen auch die ganze positive Forschung lebt, von **Harnack:** „Das Ziel aller christlichen Arbeit, auch aller theologischen kann nur das sein, immer sicherer die Schlichtheit und den Ernst des Evangeliums erkennen um in der Gesinnung immer reiner und lebendiger, in der Tat immer liebevoller und brüderlicher zu werden."

Wir schließen, indem wir sagen: Bis in die Reihen der Positiven hinein wird jede Aktion des Spruchkolleginms, mag es so oder so entscheiden, als eine schwere Gefährdung des landeskirchlichen Friedens empfunden.

Unter ständiger Mitarbeit von Pfarrer Lic. Radecke, Strauß und Mitwirkung vieler evangelischer Männer aus beiden Provinzen herausgegeben von Pfarrer Lic. Traub in Dortmund. — Druck und Verlag von Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn.

vollbringen sollen; ich halte das vierte Evangelium für eine unsichere Geschichtsquelle. Wohl aber darf ich mich zur Befürwortung meiner Auffassung auf die Synoptiker stützen. Es ist eine der wertvollsten Feststellungen der historischen Kritik, daß Jesus nicht der Gegenstand, sondern der Prediger des ursprünglichen Evangeliums gewesen ist. Dem bekannten Harnack-Wort, daß der Sohn nicht in dies ursprüngliche Evangelium gehöre, stimme ich zu. Jesus hat nicht sich, sondern das Reich Gottes verkündigt — tritt doch seine Person in den allermeisten seiner synoptischen Worte ganz zurück, und zwar nicht als ein vollendetes, sondern als ein zukünftiges. Und auch nach Jesu Tod ändert sich dieser Charakter des Glaubens und Hoffens nicht. Zu der Erwartung des kommenden Reiches tritt die Erwartung des ankommenden Menschensohnes hinzu, und niemals ist bis heute diese Erwartung in Erfüllung gegangen. Wir beten noch immer: Dein Reich komme. Wäre es da, wäre die Offenbarung vollendet, der christlich-geschichtliche Lebensprozeß abgeschlossen, so hätte das keinen Sinn mehr.

Es ist also hier alles im Fluß, und daher ist auch ein endgültiges Werturteil verfrüht. Ich halte das Christentum für diejenige Religion, welche bis jetzt im großen und ganzen die übrigen historischen Religionen an religiöser, sittlicher und kultureller Lebenskraft übertroffen hat. Das schließt aber nicht ein, daß es die allein wahre oder allein berechtigte Religion sei. Mögen alle Religionen der Erde in friedlichem Wetteifer an dem Fortschritt der Menschheit zu immer erneuter humaner Regeneration arbeiten, dann wird das Christentum die reichste und vielseitigste Gelegenheit zur Entfaltung seiner eigenartigen Kräfte finden.

ad 3. Ich leugne weder des Menschen Sünde noch seine Schuld, aber ich glaube nicht, daß der Mensch in Sünden geboren wird, und daß er von Natur untüchtig sei zum Guten. Jesus redet ganz unbefangen von guten Menschen, die Gutes hervorbringen aus dem guten Schatz ihres Herzens; er spricht von gesunden Bäumen, die keine argen Früchte bringen können; von Kindern denen das Himmelreich gehört. Alle diese Aeußerungen sind voraussetzungslos, sie fordern weder die Annahme vorhergegangener Wiedergeburt noch die der Mitteilung des Heils durch den Empfang eines Sakraments. Von der Natur ist es so, und die Erfahrung bestätigt es. Damit stimmt es überein, daß Jesus ebenso voraussetzungslose sittliche Forderungen eines höchsten Optimismus und Idealismus an die Menschen stellt. Er traut ihnen Kräfte zu von einer bewundernswerten Tiefe und Ausdauer. Das Auge sollen sie sich ausreißen, die Hand abhauen können; allem absagen, was sie haben; durch eine enge Pforte den schmalen Weg betreten, um das Leben zu erringen; Salz der Erde, Licht der Welt sollen sie sein. Und das alles aus eigener Kraft. Es ist von keiner Gotteshilfe die Rede. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn wird die Selbsterlösung im entscheidenden Willensakt der Buße offenkundig gelehrt. Kein Bürge, kein Fürsprecher tritt für den Verlorenen ein. Der Vater braucht nicht erst versöhnt zu werden, am allerwenigsten durch das Opfer eines Dritten. Es ist alles bereit, was die kühnste Phantasie an göttlicher Liebeskraft und Mitfreude auszudenken vermag.

Wer will diesen klaren Jesusgedanken gegenüber einem evangelischen Prediger das Recht bestreiten auf den Glauben, daß wir nicht als arme Sünder, sondern als Gotteskinder voll göttlicher Lebensfülle geboren werden? Wenn der Sohn im Gleichnis dem eigenen Vater heilig ist, dann dürfte uns der Mensch nicht heilig sein? Und mit dem Menschen nicht das Leben, das er zum höchsten Seelenadel zu steigern imstande ist? Und mit dem Leben nicht die Welt, die Natur, das allumfassende Sein? Ich bin überzeugt, daß diese Anschauung dem sittlichen Ernst des christlichen Gewissens ganz anders gerecht wird, ihm ganz andere Betätigungsmöglichkeiten erschließt, als die Lehre von der Verderbtheit der Menschennatur und ihrer absoluten Erlösungsbedürftigkeit. Meine Liebe zum gefallenen Menschen ist Mitleid, meine Liebe zum aufrechtstehenden Verehrung und Begeisterung. Was greift tiefer, was führt höher? Die Taten des Mitleids, und wären es die lautersten, können eine gewisse Demütigung dessen, dem sie erwiesen werden, schließlich nicht umgehen. Die aus Verehrung und Begeisterung geborenen Taten aber achten den Nächsten noch höher, als ich mich selbst achte, und gipfeln in dem Bewußtsein einer restlosen Gleichberechtigung und Gleichbedürftigkeit. Und wie stark ist doch der Trieb der Selbsterziehung, der Selbstbehütung, wenn Achtung vor der Menschennatur, und darum auch vor der eigenen, die Grundvoraussetzung meines sittlichen Empfindens und Handelns bildet. Eine Statue sich unverletzt zu erhalten, macht mehr Freude als einen Torso zu reparieren. Und Freude ist nun einmal der mächtigste Flügel zum Aufsteigen in die reine Luft des Sittlichen. Und noch eines möchte ich fragen. Beruht nicht die ganze Kirchenlehre von der Erbsünde und von der dem Menschen von Adam her anhaftenden Schuld auch in ihrer gemilderten Fassung auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die biblische Ueberlieferung vom Paradies und Sündenfall wirkliche Geschichte ist? Und wenn nun diese Voraussetzung fällt, muß dann nicht auch die ganze Lehre hinfallen? Wer aber hält denn unter den Theologen wissenschaftlichen Charakters heute noch an der Geschichtlichkeit des ersten Menschenpaares Adam und Eva fest? Daß wir es im ersten Mosesbuch, besonders in den ersten elf Kapiteln, mit Sagen zu tun haben, leugnen auch die Vertreter der modernen positiven Theologie nicht mehr. Drum sind wir geradezu darauf hingewiesen, die auf dieser Sagenwelt basierenden Anschauungen vom sittlichen Wert des Menschen zu revidieren, und eine neue Basis für dieselben zu schaffen. Greift man bei dieser Arbeit auf die Gedanken Jesu über Menschenwürde und Selbsterlösung zurück; bemüht man sich, diese einfachen Wahrheiten, welche in ihrer Frische

die Jahrtausende überdauert haben, wieder ins Christenvolk hineinzuwerfen, und den Scharen der Mühseligen dadurch wieder Vertrauen einzuflößen auf sich selbst: so ist das ein gutes und gesegnetes Werk, und auch ein evangelischer Pfarrer braucht das nicht im Winkel zu tun, sondern darf's frei und öffentlich ausrichten vor aller Welt.

ad 4. Daß die geschichtliche Person Jesu mit Gegenwartsinteressen belastet ist, kann niemandem zweifelhaft sein, der sie aus der synoptischen Ueberlieferung kennt. Ich nenne nur die Messiasidee und die Parusieerwartung, zwei Faktoren, welche auf Jesu sittliche und religiöse Anschauungen stark, oft direkt bestimmend, eingewirkt haben, während sie uns nur noch ein geschichtliches Interesse abgewinnen. Die Parusie ist in der Gestalt, wie Jesus und seine nächste Nachwelt erwarteten, nicht eingetreten, wird auch so niemals eintreten, und damit ist auch die auf jüdischem Boden erwachsene und mit den populären Endvorstellungen verflochtene Messiasidee religiös wertlos geworden. Wir müßten auch hier regenerieren oder ignorieren. Drum ist's eine dankenswerte Aufgabe, daß die kritische Theologie „Erlösung dem Erlöser" zu bereiten versucht, indem sie sich bemüht, die bleibenden Werte von den bloß zeitgeschichtlichen zu sondern.

Wenn ich behaupte, daß Jesus an seiner Sache verzweifelnd gestorben sei, so habe ich in diesem Stück den Markus und den Matthäus zu Zeugen: Wenn später Ueberlieferungen anders lauten, so wird dadurch mein gutes Recht nicht aufgehoben, mich an die älteste zu halten. Zudem erscheint mir gerade diese Tragik in Jesu Leben und Kämpfen so groß und gewinnend, daß ich mich zu dem im Unterliegen Siegenden weit stärker hingezogen fühle, als zu einer Jesusgestalt, wie sie etwa das Johannesevangelium schildert. Waren in Jesu gar keine Regungen niederer Art, also kein Bangen, kein Irren mehr möglich, dann sind auch keine Siege seines Geistes über das Fleisch zu verzeichnen. Harnack hat doch wohl recht, wenn er „jede Aussage über Jesus, die sich nicht in dem Rahmen hält, daß er ein Mensch war, für unannehmbar" erklärt, weil sie mit dem geschichtlichen Lebensbilde Jesu streite.

Nun weiß ich aber sehr wohl, daß dies geschichtliche Lebensbild, so gut oder schlecht es sich noch eruieren läßt, keine andere Bedeutung für uns Heutigen haben kann, als eine pädagogische. Wir können dadurch zur Heldenverehrung anreizen und starke ethische Triebe wecken. Das ist immerhin wertvoll, und besonders für den Unterricht der Jugend von höchster Bedeutung. Soll aber die Person Jesu eine religiöse Wirkung ausüben, so muß sie aus dem Rahmen der Geschichtlichkeit herausgehoben, sie muß vergeistigt werden. Aus der Person muß die Idee des Christus herauswachsen. Diesen Schritt hat einst Paulus getan und dadurch aus der Verkündigung Jesu das Evangelium von dem Christus geschaffen. Hierin sind ihm alle großen Geister der Christenheit gefolgt, indem sie die Christusidee aus den Bedürfnissen ihrer Gegenwart, dem eigenen Erleben und dem Lauschen auf die Stimmen der Tradition stets neu erzeugten. Und auf diesem Wege darf auch heute noch der christliche Prediger gehen. Persönliche Verjüngung der Wahrheit durch das Medium des Subjekts ist ein unveräußerliches Recht aller religiösen Verkündigung, ein Recht, welches auch in der Christenheit stets geübt wurde, längst ehe es Schrift und Bekenntnis gab, und dessen begeisterte und kraftvolle Ausübung jedesmal zu Höhepunkten der religiösen Entwicklung geführt hat. Auch ich bemühe mich, im Hinblick auf diese großen Vorbilder von Pauli Zeiten her, den lebendigen Christus zu predigen. Erlösende Ideen erschöpfen sich nicht in der Persönlichkeit, welche sie einst verkündigte; auch nicht in deren Schicksal. Sie wachsen über ihren Vater hinaus, strömen weiter und weiter, nehmen allerlei Seitenströme aus den wechselnden Resultaten und Errungenschaften der menschlichen Geisteskämpfe in sich auf und fordern so zu einem Kultus heraus, der wahr bleibt, weil und solange er den Ideen gilt. Denn nur die Ideen bleiben erkennbar gegenwärtig und darum dem Verständnis zugänglich, während an Zeit und Ort gebundene Tatsachen, Ereignisse, Personenschicksale verblassen, unsicher werden und überhaupt für Nichtaugenzeugen nie ganz einwandfrei festgestellt werden können. Darum predige ich den Christus als Idee. Der Inhalt dieser Idee ist freilich so reich und vielseitig, daß ich ihn im engen Rahmen dieses Berichts nicht erschöpfend darstellen kann, aber so viel läßt sich sagen, daß dieser Christusidee nichts Menschliches fremd ist, und daß sie mit ihrem Leben weckenden Licht auch in die dunkelsten Winkel menschlicher Not und Schuld hineinzuleuchten vermag. Ist sie doch selbst Leben, gegenwärtiges Leben, persönliches Leben, und darum unmittelbar erlösend und versöhnend, befreiend und heilend, richtend und tröstend. Daß wir es dabei nicht mit einer abgeschlossenen, sondern mit einer fließenden Größe — eben einem lebendigen Christus — zu tun haben, die sich tausendmal im Laufe der Zeit gewandelt hat und immer wieder wandeln wird, ist selbstverständlich für denjenigen, welcher alles Lebendige einzig als Bewegung empfindet.

ad 5. Ueber die persönliche Fortdauer des einzelnen nach dem Tode habe ich mir, wie wohl jeder nachdenkliche Mensch, vielfach und ernstlich Gedanken gemacht. Ich bin aber nie zu einer Gewißheit gekommen. Auch die Bibel gibt sie mir nicht. Wollte ich selbst der Bibel glauben als einer absoluten Autorität, so käme ich in der vorliegenden Frage keinen Schritt weiter, weil im Alten Testament sie nur negativ, im Neuen Testament aber so vielgestaltig, ja durch einander geradezu ausschließende Meinungen und Vorstellungen beantwortet wird, daß hier erst recht keine Ruhe zu finden ist. Nur eins ist mir auf diesen Forschungsreisen klar geworden. Es ist eine große Täuschung, wenn man annimmt, daß

unser populärer Glaube an ein Wiedersehen und Weiterleben nach dem Tode sich mit dem diesbezüglichen Glauben der alten Christenheit decke. Das ist nicht der Fall, nicht einmal im ganzen und großen, wie viel weniger in den Einzelheiten. Die Christen der Bibel hofften zum Teil, daß der Himmel zu ihnen kommen werde, nicht sie in den Himmel. Und soweit die Vorstellung die umgekehrte Richtung nahm, war sie durch dergestalt materielle Voraussetzungen unterbaut, daß wir den mit Recht des Aberglaubens zeihen würden, der sie im alten Umfang und mit der alten Begründung aufrecht erhalten wollte. Er müßte sich von dem obersten Grundsatz christlicher Lebensauffassung lossagen. Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts. Was die Theologie, auch die positivste, samt der Philosophie von dem altchristlichen Auferstehungs- und Unsterblichkeitsglauben noch übrig gelassen haben, ist so allgemein und unklar, daß wirklicher Lebenshunger damit nicht gestillt werden kann, wenigstens nicht bei tiefer angelegten Naturen. Sie sagen sich, daß ewige Seligkeit kein Glück und ewige Qual kein Leid sein kann, weil Glück und Leid auf dem Wechsel beruhen. Und sobald sie das Allgemeine zu spezialisieren anfangen, kommen sie in noch größere Schwierigkeiten hinein. Was hülfe es denn auch, das Jenseits wieder in den Mittelpunkt des religiösen Lebens und der Predigt zu stellen? Dürfen wir denn wieder zu der niedrigen Anschauung zurückkehren, daß durch den Hinweis auf unser Schicksal nach dem Tode eine heilsame Furcht vor Strafe und eine tröstliche Hoffnung auf Lohn in den Herzen geweckt werden müsse? Sicherlich nicht. Darum halte ich es in Predigt und Grabrede derart, daß ich von einem Jenseits überhaupt nicht spreche, also auch nicht gegen den Jenseitsglauben polemisiere. Ich lasse einem jeden seine Gedanken über diese Dinge und freue mich, wenn sie ihn zufriedenstellen. Und wenn mich einer fragt, was ich mir für meine Abschiedsstunde wünsche, so antworte ich ihm: Nichts Besonderes, lieber Freund, und nichts Kompliziertes; erwarten wir ruhig den Lauf der Dinge und rüsten wir uns auf alles, aber ohne Furcht. Sollten wir nicht wieder erwachen, so ist es gut; gibt es aber außer der erfahrungsgemäßen noch eine andere Form persönlichen Daseins, so ist es auch gut — dann wird sie irgendwie eine vollkommnere sein. Unter allen Umständen wollen wir aber sorgen, daß wir uns in denen überleben, welchen wir von unserem gegenwärtigen Leben etwas mitteilen durften, sei es körperlich oder geistig, und daß die Erinnerung an uns eine dankbare, Lebenswerte schaffende und friedenstiftende sei. Dann kehren wir im realsten Sinne des Wortes zu Gott zurück, um seine Zeugungskraft zu vermehren oder zu vertiefen.

ad 6. Sie fordern von mir eine bestimmte Erklärung, ob ich an meiner Lehre festzuhalten gesonnen bin. Dürfen Sie, hochverehrte Herren, es wirklich wünschen, daß ich darauf mit einem Nein antwortete? Könnten Sie mich noch achten, wenn ich es täte? Wäre Ihnen für die protestantische Kirche, die Sie zu hüten und zu pflegen berufen sind, mit Männern gedient, welche widerrufen? Nimmermehr! Und so kann und will auch ich nicht widerrufen, solange ich nicht aus der Bibel oder sonst mit hellen und klaren Gründen der Vernunft eines Besseren belehrt werde; denn es ist weder sicher noch geraten, etwas wider das Gewissen zu tun. Ich will meine Ueberzeugungen, die ich mir in vierzigjähriger ernster Lebensarbeit erworben habe, weiter vertreten und weiter verkündigen, und zwar wie bisher ohne alle Furcht mit großer Freudigkeit des Herzens. Denn diese Ueberzeugungen sind mein Gott und meine Welt, meine Schuld und meine Erlösung, meine Schwachheit und meine Kraft. Ich bin gewiß, daß ich mich, auf ihnen beharrend, weder mit den grundlegenden Gedanken des christlichen Glaubens noch mit der christlichen Religion selbst im Widerspruch befinde. Wohl im Widerspruch mit einzelnen Stücken der Kirchenlehre. Aber das ist ja gerade die zu lösende Frage, ob diese von mir abgelehnten Stücke wirklich die grundlegenden Gedanken der christlichen Religion sind. Ich behaupte: nein. Sie, hochverehrte Herren, werden wahrscheinlich sagen: ja. Wer von uns beiden recht hat, kann nicht entschieden werden, weil es dazu in einer protestantischen Kirche keine maßgebende Instanz gibt. Die christliche Religion ist eine geschichtliche Größe, und darum entwicklungsbedürftig und entwicklungsfähig. Wer ihr Prediger bleiben will, muß also beides in sich selbst erleben und immer wieder erleben! Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit. Wir Jesusfreunde und Jesusjünger müssen auch darin unserem Meister gleichen, daß wir keine Ruhestätte des inneren Lebens kennen, als höchstens ein stilles Plätzchen, wo wir vorübergehend zu kurzer Rast das Haupt hinlegen. Im übrigen sind wir verflichtet, da wir die Hand an den Pflug gelegt haben, nicht rückwärts zu schauen; sonst wären wir nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Was meine Predigt vom 10. Juli 1910 betrifft, so habe ich es nicht über mich gewinnen können, die abschriftlich beigefügte Skizze zu lesen. Ich darf annehmen, daß diese Skizze dem Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat als eine anonyme zugegangen ist, sonst würde mir derselbe den Verfasser gewiß genannt haben. Anonyme Denunziationen aber sind mir so widerwärtig, daß ich mich mit denselben in keiner Weise befassen möchte. Ich bin gewöhnt, frei und offen zu reden vor der Welt, freue mich auch, wenn Gegner meine Predigten oder Vorträge besuchen und sich mit mir darüber auseinandersetzen wie es unter Ehrenmännern Sitte ist: in öffentlicher Diskussion oder unter vier Augen durch privaten Besuch. Die Spionage aber hasse ich, und die Spione dazu. Um aber dem Hochwürdigen Oberkirchenrat von dieser Predigt trotzdem Kenntnis zu geben, gestatte ich mir, dieselbe auf Grund meiner eigenen kurzen Notizen zu skizzieren.

Sie ging von dem Worte aus: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt — und bezeichnete den Gedanken der Menschwerdung Gottes als einen jener großen, die immer wieder durchbrechen und unsere Glaubenskraft herausfordern. Der Glaube an diese Menschwerdung ist zunächst Glaube an den einmal geborenen, im weiteren Sinne Glaube an den ewig wiedergeborenen Gottessohn. Der einmal geborene Gottessohn wurde geschildert als Jesus, als Christus und als unser Herr: als Jesus in seiner zeitgeschichtlichen Eigenart, als Christus in seiner übergeschichtlichen Universalität und als unser Herr in seiner uns in seine Nachfolge zwingenden Persönlichkeit. Die Nachfolge würde aber nach und nach absterben und durch andere Lebensziele ersetzt werden, wenn der einmal geborene sich nicht vervielfältigte zum ewig wiedergeborenen Gottessohn. Dieser ist die Menschheit. In ähnlichem Sinn, wie der Gott des Alten Testaments von seinem Volke sagt: Ist nicht Israel mein lieber Sohn und mein trautes Kind? — lasse ich den neutestamentlichen Gott, den Vater der Menschen, zu seiner Menschheit sprechen: Du bist mein Sohn, ich habe dich gezeugt, ich zeuge dich, ich werde dich ewig zeugen. So erscheint die Menschheit als Gottes höchste Manifestation, als sein ewiger Liebling, mit dem er sich in überschwänglicher Liebesfreude ewig vermählt. Um aber diesem Gottmenschheitsbilde Farbe und Charakter zu verleihen, stellte ich es dar als Parallelerscheinung zu dem einmal geborenen Gottessohn und zeichnete die Menschheit in ihrer Jesusgestalt, in ihrer Christusgestalt und in ihrer Herrschaft über sich selbst. In ihrer Jesusgestalt trägt die Menschheit das Kreuz als Märtyrer ihrer Ideale und liegt im Streite mit dem Heer der Dämonen, die ihre Kräfte unterbinden wollen; sie kämpft um Wahrheit und Licht, um Leben dem Tode zum Trotz usw. In ihrer Christusgestalt wird sie die Trägerin der messianischen Hoffnung auf eine Zukunft, die als ewiger Übergang zu höherem Menschentum sich darstellt und durch Erziehung und Organisation fortschreitend zur Tat sich auswirkt. Und in ihrer Herrschergestalt wird sie sich ihrer letzten und höchsten Bestimmung bewußt, als Mitarbeiterin der Gottheit sich alles Untermenschliche zu unterwerfen und den Menschen als Maß aller Dinge zum Siege zu führen. Alles (Kirche, Staat, Schule, Wissenschaft, Kunst, Kultur) ist um seinetwillen da; Menschenwohl ist der höchste Gottesgedanke, das letzte Erlösungsziel.

Das gleichfalls abschriftlich beigefügte Stenogramm meines am 31. März 1910 in Barmen gehaltenen Ostervortrages ist bezüglich der Form unzulänglich und lückenhaft. Ich will damit dem Stenographen keinen Vorwurf machen. Er war an meine Redeweise und an mein Redetempo nicht gewöhnt und konnte wohl kaum etwas Vollständiges liefern. Was den Inhalt betrifft, so wird die Wiedergabe im großen und ganzen sachgemäß sein. Genau kann ich das heute nicht mehr sagen. Es sind mehr als neun Monate seitdem verstrichen.

In vorzüglicher Hochachtung
des Hochwürdigen Oberkirchenrats
ergebenster
C. Jatho.

Sollen wir diesem ergreifenden Zeugnis noch etwas hinzufügen? Es könnte scheinen, als wollten wir seine Kraft schwächen. Aber das ist unmöglich. — Wohl aber mag es zweckmäßig sein[1]), aus dem Zusammenhang der theologischen Entwicklung heraus anzudeuten, wie sich in der Geschichte protestantischer und katholischer Kirche die Gedankengänge nachweisen lassen, um die es sich in diesem Streit handelt und zwar nicht bei den Schlechtesten.

Es war vor 100 Jahren, daß **Schleiermacher** seine berühmten Reden **Ueber die Religion** an die **„Gebildeten unter ihren Verächtern"** hielt. Von diesen Reden bezeugte einst Klaus Harms, der fromme und rechtgläubige, daß sie ihm zur „Geburtsstunde höheren Lebens" geworden sind. An diese Reden wird jeder heute erinnert, sowohl wenn er die ganze Situation überdenkt als wenn er die Reden Jathos liest. Traurig, daß man in diesen hundert Jahren manchmal so wenig gelernt hat. Wir lassen nur einige Stellen daraus folgen und ergänzen sie nicht nur aus seinen Schriften, sondern auch aus seinen Predigten.

Schnell und zauberisch entwickelt sich eine Erscheinung, eine Begebenheit zu einem Bild des Universums. Sowie sie sich formt, die geliebte und immer gesuchte Gestalt, fliegt ihr meine Seele entgegen, ich umfange sie nicht wie einen Schatten, sondern wie das heilige Wesen selbst. Ich liege am Busen der unendlichen Welt. Ich bin in diesem Augenblick ihre Seele; denn ich fühle alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie mein eigenes; sie ist in diesem Augenblick mein Leib, ihre innersten Nerven bewegen sich nach meinem

1) Wir stellen uns vor, daß dieses Blatt in vieler Hände kommt, denen die theologische Uebersicht nicht ohne weiteres zugänglich ist und welche auch gern über die ausschlaggebenden Gesichtspunkte des Streitfalls hier unterrichtet sein möchten.

der Dogmen betreffen.*) Ebenso verwerfe ich den Irrtum derer, die behaupten, daß der von der Kirche vorgetragene Glaube der Geschichte widerstreiten könne, und daß die katholischen Dogmen, so wie sie jetzt verstanden werden, mit den wirklichen Ursprüngen der christlichen Religion nicht in Einklang gebracht werden könnten. Ich verurteile auch und verwerfe die Meinung derer, die sagen, der gebildete Christ stecke gleichsam in doppelter Haut, einmal in der des Gläubigen, dann in der des Historikers, wie wenn es dem Historiker erlaubt wäre, das festzuhalten, was dem Glauben des Gläubigen widerspricht, oder Prämissen aufzustellen, aus denen folgt, daß die Dogmen falsch oder zweifelhaft sind, mag man sie auch nicht direkt leugnen. Ich verwerfe ferner die Kritik und Auslegung der heiligen Schrift, die unter Beiseiteschiebung der kirchlichen Tradition, der Analogie des Glaubens, der vom apostolischen Stuhle aufgestellten Regeln den Erdichtungen der Rationalisten anhängt und die Textkritik als einzige und höchste Regel ebenso kühn wie verwegen annimmt. Außerdem verwerfe ich die Meinung derer, die dafür halten, ein Gelehrter müsse bei der Darlegung der historisch-theologischen Disziplin oder bei einer schriftlichen Arbeit darüber zuerst sich jeder vorgefaßten Meinung entledigen, sei es betreffs des übernatürlichen Ursprungs der katholischen Tradition, sei es betreffs des göttlich verheißenen Beistandes zur beständigen Bewahrung jeder einzelnen Offenbarung; ferner seien die Schriften der einzelnen Väter allein nach wissenschaftlichen Prinzipien auszulegen unter Ausschluß jeder heiligen Autorität und mit der Urteilsfreiheit, mit der profane Dokumente erforscht zu werden pflegen.

Alles in Allem bekenne ich mich endlich als vollkommen frei von dem Irrtum der Modernisten, in der heiligen Tradition sei nichts Göttliches oder, was noch viel schlimmer ist, es sei darin Göttliches in pantheistischem Sinne, sodaß nichts übrig bliebe außer dem nackten und einfachen, auf gleicher Stufe mit den gewöhnlichen Geschichtstatsachen stehenden Faktum, von Menschen, die durch menschlichen Fleiß, Geschick, Geist die von Christus und seinen Aposteln begründete Lehrschule (scholam) durch die späteren Zeiten hindurch fortsetzen.**) Schließlich halte ich festenfest (firmissime) und werde ich festhalten bis zum letzten Atemzuge den Glauben der Väter über das sichere Kriterium (charismate) der Wahrheit, das ist, war und sein wird in der apostolischen Nachfolge des Episkopates; nicht derart, daß nur das festgehalten werden soll, was jeweilig gut und geschickt zum Kulturstande paßt, sondern so, daß die absolute und unveränderliche Wahrheit, wie sie von Anfang an durch die Apostel verkündigt worden ist, niemals anders geglaubt, niemals anders verstanden werde.

Das Alles gelobe ich, treu, unverkürzt und aufrichtig zu halten und unverletzlich zu bewahren, niemals im Unterricht oder sonst irgendwie in Wort und Schrift mich davon zu entfernen. So gelobe ich, so schwöre ich. . . .

2

Wie ein Vergleich auf den ersten Blick zeigt, handelt es sich um eine eidliche Verpflichtung auf die Grundgedanken der Enzyklika Pascendi; theologisch bietet der Papst nichts Neues, die zum Teil schwer verständlichen Formulierungen gewinnen Licht von den Sätzen der Enzyklika her, die sie zusammenfassen. Das Neue ist der Eid. Etwas schlechthin Neues. Und etwas Unerhörtes. Es ist das Furchtbarste, was der Papalismus den Katholiken je zugemutet hat. Ein erzwungener Eid, in den heiligsten und höchsten Dingen! In einer Materie, die schon auf rein weltlichem Gebiete die allerzarteste Behandlung erfordert, dekretiert einfach der, der oberster Richter über Moral und Religion zu sein beansprucht. Leiste den Eid oder verlaß die katholische Kirche. „Diese Scheidung der Geister herbeizuführen, ist der Hauptzweck des Eides", erklärt kaltblütig der offiziöse Interpret des Eides, Dr. Franz Heiner, Auditor der römischen Rota, apostolischer Protonotar und päpstlicher Hausprälat, in seiner Schrift „Die Maßregeln Pius' X. gegen den Modernismus."***) Hat man denn in Rom jedes Gefühl für das, was Gewissen heißt, individuelles Gewissen, verloren?! Wie kann ein Glaube, der erzwungen wird, noch irgend einen religiösen Wert haben? Was ist eine Wahrheit, die sich durch Eide schützen muß? Toto animo „aus vollem Herzen" soll man eidlich Verdammungen zustimmen, also sogar die Gesinnung kommandiert dieser Pontifex? — Die Fragen und die Entrüstung mit ihnen überstürzen sich bei der Lektüre dieser Papstverfügung; sie ist etwas, das der Protestantismus schlechterdings nicht verträgt; wie einen Faustschlag in das Gesicht der Religion empfinden wir diesen Eid.

Und doch — auf katholischer Seite nichts von Alledem. Kein Sturm der Empörung, nicht einmal ein Knurren im journalistischen Mantel der Presse. Auf Befehl der Bischöfe — der Metzer Bischof Benzler, der durch kaiserlichen Willen einst auf den Bischofsstuhl Berufene, ging voran — haben die Priester pflichtschuldigst den Eid geleistet. Unbegreiflich! scheint es für den Protestanten. Tatsächlich dennoch begreiflich. Ich habe gar nichts Anderes erwartet. Der Gründe sind verschiedene, der ausgezeichnete Artikel von Professor Messer in der Frankfurter Zeitung*) hat sie in ihrer psychologischen Bedingtheit alle zusammengestellt: Furcht vor der Hölle, Unmöglichkeit außerhalb der Kirche zu leben, Glaube an den absoluten Wahrheitscharakter der Papstkirche, und Anderes spielen mit. Sie werden bei den Einzelnen verschieden sein; das Entscheidende ist der Glaube an das der Kirche verliehene unfehlbare Lehramt, das seit dem Vatikanum in der Hand des Papstes liegt. Wie die Forderung des Antimodernisteneides nur ein Ausfluß der dem Papste gegebenen unfehlbaren Lehrgewalt ist (man vergleiche die Einleitungsworte des Eides), so die Leistung des Eides nur der für den treuen Katholiken selbstverständliche Gehorsamsakt gegenüber diesem Lehramte, das seit 1870 dogmatisiert ist. Der Einwand: Der Papst ist aber doch nur unfehlbar, wenn er ex cathedra in Sachen des Glaubens und der Sitte spricht, hilft gar nichts, weil er nicht katholisch gedacht ist. Niemand kann mit absoluter Gewißheit sagen, wann der Papst ex cathedra spricht; er selbst sagt es auch nicht. Die Bedeutung der Dogmatisierung der Unfehlbarkeit liegt in der Uebertragung des höchsten Lehramtes an den Papst; denn die Inhaberschaft dieser Lehrgewalt gibt ihm die höchste Autorität schlechthin, sobald er überhaupt in feierlicher Weise spricht; der ausdrückliche Stempel „unfehlbar" ist gar nicht notwendig. Das ist das Furchtbare an diesem Dogma der Unfehlbarkeit. Es hat in der Forderung des Antimodernisteneides eine neue Belastungsprobe gemacht und hat sie glänzend bestanden. Ohne weitere Schwierigkeit. Ich bin überzeugt, würde das päpstliche Lehramt — und wer weiß, was noch kommt?! — die Belastungsproben weiter steigern, würde es etwa auf Grund von Jos. 10, 12 den Glauben an die Drehung der Sonne um die Erde fordern, es würde wiederum gewinnen. Das päpstliche Lehramt hat die Wahrheit, das steht für den Katholiken einfach fest; „daß aber seine Ueberzeugung: die katholische Kirche hat die objektive, die absolute Wahrheit, selbst nur eine subjektive Ueberzeugung sei, das will ihm nimmermehr in den Sinn," sagt Messer sehr treffend. Er empfindet hier überhaupt kein Problem. Will im ersten Affekt sich seine Vernunft empören, oder verwirft das Lehramt Sätze, die er in mühsamster, tiefinnerlichster Arbeit sich abgerungen hat — er unterwirft sich, weil ihm a priori feststeht: Meine Kirche hat das unfehlbare Lehramt, also muß der Fehler bei mir liegen, ich beuge mich, selbst wenn ich nicht weiß, wo der Fehler bei mir liegt. Prinz Max von Sachsen hat dem Freidenker Loyson in Genf, der ihm seine schnelle Unterwerfung vorhielt, einfach geantwortet: „Meine Antwort wird kurz sein. Errare humanum est, perseverare diabolicum.**) Wenn Sie das doch nicht vergessen würden, Sie, der Sie schon am Grabesrande stehn!" Der Gnesener Domherr Sander (vgl. Germania Nr. 22) sagt dem Ringen Hansjakobs (vgl. vorige Nummer) gegenüber:

Die Behauptung, daß das höchste Lehr- und Hirtenamt der katholischen Kirche durch den Modernisteneid vom katholischen Geistlichen etwas das Gewissen Belastendes verlange, ist für einen katholischen Geistlichen, der es noch sein will, etwas geradezu Ungeheuerliches . . . Der Korpsgeist allein schon sollte uns Geistliche anhalten, solche Kritiken über päpstliche Anordnungen, betreffend die vitalsten Interessen unserer Kirche, die Grundlagen unseres alten katholischen Credos, nicht unwidersprochen in die Welt hinauszulassen.

*) Die Christliche Welt hat im Jahrgang 1908 das Dekret Lamentabili und Pascendi unverkürzt deutsch und mit Anmerkungen gebracht. Sonderabzüge sind noch vom Verlag zu haben, portofrei gegen Einsendung von 30 Pfennigen. D H

**) Gemeint ist die Leugnung der besonderen Offenbarung in der Tradition. Die Modernisten nivellieren, sehen im gesamten Geschichtsverlauf (pantheistisch!) Göttliches oder Menschliches, je nachdem. Für sie gibt es nur eine einfache, natürliche Tatsache, sie betrachten die Entwicklungsgeschichte des Christentums „menschlich".

***) Paderborn, Bonifazius-Druckerei. 107 S. 1,50 Mk.

*) Oben vollständig wiedergegeben. D H

**) „Irren ist menschlich, im Irrtum beharren, teuflisch." Inzwischen hat Prinz Max bestritten, den betreffenden Brief an Loyson selbst geschrieben zu haben; ob er ihn überhaupt nicht geschrieben hat, bleibt fraglich. Vgl. Frankfurter Zeitung Nr. 38.

Man denke aber nicht, daß die Kirchenherrschaft auch nur von einer sehr beträchtlichen Minorität als drückende Gewissensknechtung empfunden werde. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich dieses Urteil nicht zahlenmäßig begründen kann, aber aus meiner Kenntnis des katholischen Seelenlebens glaube ich es doch aussprechen zu können. Der Protestant macht sich schwer eine Vorstellung davon, welche tiefe Verehrung für die Kirche den katholischen Kindern von früh an eingeflößt wird, und wie auch für die meisten Erwachsenen Religion und Kirche etwas ganz Untrennbares bleiben. Der Gedanke eines religiösen Lebens außerhalb der Kirche ist ihnen darum sozusagen unfaßbar; mit der Zugehörigkeit zur Kirche glauben sie auch ihren Gott und ihr besseres Selbst, allen inneren Halt und Trost zu verlieren; sie können sich Gott nur katholisch vorstellen. Alle Verehrung für die Kirche aber gipfelt in der Verehrung des Papstes. Was von ihm kommt, ist mit tiefster Ehrfurcht und Demut hinzunehmen. Daß es ein Mann wie Schell wagte, die Vorherrschaft der Italiener in der Kirche zu tadeln: wie sehr kontrastierte das mit der gewöhnlichen Haltung der frommen Katholiken! Man erinnert sich ja noch, wie es von der katholischen Presse als ein besonderer Beweis päpstlicher Gnade gefeiert wurde, als ein Deutscher zum Nuntius in München ernannt wurde — was doch eine ganz elementare Forderung der Vernunft und der Gerechtigkeit war.

Bei dieser tief eingeimpften Ehrfurcht vor dem Papst ist es sicher sehr vielen katholischen Priestern gar nicht schwer gefallen, den Eid zu leisten, zumal da ihnen dieser sachlich kaum neue Verpflichtungen auferlegte. Man braucht dabei gar nicht bloß an oberflächliche oder wesentlich auf die praktische Seelsorge gerichtete Naturen zu denken. Auch unter feiner fühlenden und theoretisch interessierten Geistlichen sind gewiß Viele, die sich von aller Hinneigung zum Modernismus frei wissen und für das Erniedrigende der Nötigung zum Eid überhaupt keine Empfindung haben, eben weil sie — vom Papste auferlegt ist.

Schwerer verständlich ist es, daß es auch heute noch Katholiken, ja katholische Universitätsprofessoren gibt, die schlankweg behaupten, sie fühlten sich in ihrer Forschungsfreiheit durch ihren Glauben und durch den Modernisteneid durchaus nicht beeinträchtigt. So erklärt Professor J. Mausbach (Münster) in der Kölnischen Volkszeitung vom 14. Januar: „Verstehen wir unter Freiheit die Möglichkeit, eine „ernste Prüfung" und „wissenschaftliche Untersuchung" über den Glauben und seine Grundlagen anzustellen, so besitzen wir als Katholiken diese Freiheit, und als Theologen überdies die Verpflichtung dazu, in gleichem Maße wie jeder Andere!"

Gegenüber dieser kühnen Behauptung wäre es wirklich verlorene Mühe, zum hundertsten Mal zu zeigen, daß da nicht von einer wirklich freien wissenschaftlichen Untersuchung gesprochen werden kann, wo die Ergebnisse bereits durch eine außerwissenschaftliche Instanz festgestellt sind. Dagegen ist es für die religionspsychologische Betrachtung nicht ohne Interesse zu erforschen, unter welchen seelischen Voraussetzungen es heute noch einem gebildeten Manne möglich ist, mit gutem Gewissen eine solche Behauptung aufzustellen. Einen Fingerzeig für das psychologische Verständnis geben schon die folgenden Worte Mausbachs: „Ernstliche Prüfung schließt ja nicht ein, daß das Wahre verworfen werde, sondern nur, daß das Wahre vom Falschen gesondert, im Feuer des Denkens erprobt werde." Man nehme die auch von Mausbach wieder betonte katholische Lehre hinzu, daß „kein wirklicher Konflikt des Glaubens mit der wissenschaftlichen Wahrheit möglich sei", dann ergibt sich über die Seelenverfassung, insbesondere über die stillschweigenden Voraussetzungen eines solchen katholischen „Forschers" Folgendes:

Er lebt in der felsenfesten Gewißheit: die Wahrheit besitze ich, und zwar durch übernatürlichen Gnadenbeistand im katholischen Glauben. Auch im wissenschaftlichen Forschen suche ich Wahrheit, und zwar mit den natürlichen Kräften der Vernunft. Ich kann also ganz frei forschen; denn niemals kann ein wirkliches Forschungsergebnis dem Glauben widersprechen; die Wahrheit kann ja nur eine sein. Wo ein solcher Widerspruch gegen den Glauben vorzuliegen scheint, da halte ich mein wissenschaftliches Urteil zurück. Tiefere Einsicht in die Sache wird die Harmonie zwischen Glauben und Wissen auch hier dartun.

„Der befürchtete Konflikt zwischen Wissen und Glauben," bemerkt einmal Mausbach, „ist nur für denjenigen unerträglich, der sein augenblickliches Denken mit der Wahrheit selbst verwechselt, nicht für den, der seine Denktätigkeit als eine Bemühung, der Wahrheit habhaft zu werden, betrachtet." Daß alles menschliche Denken, ob es nun mehr vorübergehender oder mehr dauernder Art ist, ob es in der wissenschaftlichen Forschung oder im religiösen Glauben enthalten ist — einen „Versuch" darstelle „der Wahrheit habhaft zu werden" — dieser Gedanke ist dem „gläubigen Forscher" ganz unfaßbar. Gegen das Grundprinzip des modernen Geisteslebens, daß das Absolute, nämlich die absolute Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit — Idee, im Unendlichen liegendes Ideal sei, wird er immer wieder einwenden, das heiße: auf alles Objektive verzichten. Für das wissenschaftliche Forschen — wenigstens sofern es mit dem Glauben in Konflikt zu kommen droht — erkennt er an, daß es im Suchen nach der objektiven Wahrheit bestehe und daß das Objektive nur erfaßt werde in subjektiver Gewißheit, die sich der Kritik und Korrektur stets offenhalten müsse. Daß aber seine Ueberzeugung: die katholische Kirche hat die objektive, die absolute Wahrheit — selbst nur eine subjektive Ueberzeugung sei, das will ihm nimmermehr in den Sinn. Er ist der Gegenstände dieses Glaubens so unmittelbar sicher, wie auch der naive Realist gar nicht merkt, daß er von der Existenz des Tisches, der vor ihm steht, durch Vermittlung eines subjektiven Vorgangs, der Wahrnehmung, Kunde hat. Diese naive Sicherheit ist eben charakteristisch für den echten und kräftigen religiösen Glauben. Solcher Gläubigen gibt es aber noch viele in der katholischen Kirche, und solche konnten auch mit gutem Gewissen, und ohne sich innerlich bedrückt oder gefesselt zu fühlen, den Modernisteneid schwören.

Der Antimodernisteneid

1

Unter dem 1. September 1910 hat Pius X. das Motuproprio Sacrorum antistitum erlassen, eine neue Maßregel gegen den Modernismus. (Abgedruckt in den Acta apostolicae sedis Nr. 17; ein Auszug in der Kölnischen Volkszeitung 1910 Nr. 762.) Sie beginnt mit dem Eingeständnis, daß „die verschmitzte Menschenklasse der Modernisten, nachdem ihnen die Maske, die sie angelegt hatten, durch die Enzyklika Pascendi herabgerissen worden ist, doch ihre Pläne, den Frieden in der Kirche zu stören, nicht aufgegeben hat." Im Gegenteil, sie haben zugenommen, dementsprechend müssen auch die Gegenmaßnahmen sich verschärfen. Die Disziplinarvorschriften der Enzyklika Pascendi werden wiederholt, den Theologie-Alumnen in Seminarien und den sonstigen Priesterkandidaten wird die Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften „und seien sie auch noch so gut", verboten, die Professoren sollen vor Eröffnung der Vorlesungen „den Text, den jeder lehren will", zu Jahresbeginn den Bischöfen vorlegen; sie sollen endlich — das war der Gipfelpunkt! — einen Eid ablegen und unterschreiben „nach untenstehender Formel." Denselben Eid sollen leisten: die Priesterkandidaten vor der Weihe, die Beichtväter und Prediger, die Pfarrer, Kanoniker und Benefiziaten, die Beamten der bischöflichen Kurien und geistlichen Gerichte einschließlich die Generalvikare, die Fastenprediger, die Beamten der römischen Kongregationen, die Vorsteher der religiösen Kongregationen. Die unterschriebenen Eidesformeln sind bei den bischöflichen Ordinariaten bezw. den Kongregationen zu verwahren, Verletzung des Eides ist der Inquisition anzuzeigen. Der Eid lautet:

Ich bekenne mich unerschütterlich zu allen und jeden Wahrheiten, die die Kirche durch ihr unfehlbares Lehramt definiert, aufgestellt und erklärt hat, hauptsächlich zu jenen Grundpfeilern der Doktrin, die sich direkt gegen die Irrtümer dieser Zeit richten. Und zunächst bekenne ich, daß Gott, der Anfang und das Ende aller Dinge, mit dem natürlichen Lichte der Vernunft durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden, d. h. durch die sichtbaren Werke der Schöpfung, wie die Ursache durch ihre Wirkungen sicher erkannt und somit auch bewiesen werden kann. Zweitens gebe ich zu und erkenne ich an die äußeren Argumente der Offenbarung, d. h. die göttlichen Tatsachen, unter ihnen in erster Linie die Wunder und Prophezeiungen gleichsam als die sichersten Zeichen des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion, und ich halte diese Argumente für hervorragend (maxime) der Intelligenz aller Zeiten und aller Menschen, auch der gegenwärtigen Zeit, angepaßt. Drittens: Ich glaube fest, daß die Kirche, Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, auf direkteste Weise (proxime ac directo) von dem wahren und historischen Christus, als er bei uns weilte, gestiftet wurde, und ich glaube, daß diese Kirche auf Petrus, das Oberhaupt der apostolischen Hierarchie, und auf seine Nachfolger bis ans Ende der Zeiten gebaut ist. Viertens: Ich nehme aufrichtig die Glaubenslehre an, wie sie uns von den Aposteln durch die rechtgläubigen Väter in gleichem Sinne und in gleicher Meinung überliefert wurde;*) und deshalb verwerfe ich vollkommen die häretische Erdichtung von der Evolution der Dogmen, nach der diese den Sinn wechseln, von einem Sinne zu einem anderen, verschieden von dem, den die Kirche zuerst gehabt hat. Gleichzeitig verwerfe ich jeden Irrtum, durch den an die Stelle des göttlichen Glaubensschatzes, welcher der Braut Christi anvertraut wurde und von ihr getreu zu bewahren ist, eine philosophische Erfindung oder eine Schöpfung des menschlichen Gewissens gesetzt wird, das nach und nach durch die Bemühung der Menschen herausgebildet wurde und in Zukunft durch unbegrenzten Fortschritt zu vervollkommnen ist. Fünftens: Ich halte mit aller Sicherheit fest und bekenne aufrichtig, daß der Glaube kein blinder religiöser Sinn ist, der aus dunkeln Tiefen des Unterbewußtseins hervorbricht, unter dem Druck des Herzens und dem Drange des Willens ethisch herangebildet, sondern daß er eine wahrhaftige Zustimmung des Intellektes ist zu der Wahrheit, die von außen her durch das Hören [Röm. 10, 17!] aufgenommen worden ist, eine Zustimmung, durch die wir die persönlichen Bezeugungen und Offenbarungen Gottes, unseres Schöpfers und Herren, für wahr halten wegen der Autorität des absolut wahrhaftigen Gottes.

Mit gebührender Ehrfurcht unterwerfe ich mich und pflichte ich aus ganzer Seele bei (totoque animo adhaereo) allen Verurteilungen, Erklärungen, Vorschriften, die in der Enzyklika Pascendi und im Dekrete Lamentabili enthalten sind, besonders bezüglich derer, die die Geschichte

*) Das bezieht sich auf die Anerkennung der Tradition. Heiner übersetzt hier, wie oft, falsch.

der gesamte katholische Klerus durch einen feierlichen Eid verpflichtet wird. Mit einiger Beklemmung denkt man daran, daß vor nicht langer Zeit die Theologen der Kurie durch Leo Taxil verleitet wurden, den plumpen Schwindel von dem Kultus des Teufels Bitru für wahr zu halten. Es wäre doch nicht undenkbar, daß diese Gelehrten durch boshafte Menschen, die sie ängstigen und verhöhnen wollten, unter der Führung des jetzigen Papstes dazu gebracht wären, einen solchen Modernisten für ein Wesen von Fleisch und Blut zu halten. Jeder, der ein Interesse an der Würde der katholischen Kirche hat, würde das bedauern müssen.

Aber ich glaube, die Sache liegt ganz anders. Diese offenbaren Uebertreibungen in der Schilderung des Modernisten machen es den Klerikern leichter, den Eid zu leisten, da von ihnen ja nicht die Erklärung verlangt wird, es gebe solche Modernisten. Die Kurie aber scheint in der Tat guten Grund zu haben, den Eid zu verlangen, trotz allen ihr gewiß nicht verborgenen schädlichen Folgen einer solchen Regierungsmaßregel. In den Uebertreibungen dessen, was man den Modernisten nachsagt, ist doch in der Tat das eingewickelt, was die römische Kirche am meisten fürchten muß. Es geht ihr ans Leben, wenn sich in ihrer eigenen Mitte die Vorstellung verbreitet, es sei der Religion wesentlich, daß sie das zu ihr Gehörige als eine von ihr erlebte Wirklichkeit erfassen, oder wenigstens als damit verbunden sich vergegenwärtigen kann. Diese Vorstellung eröffnet offenbar die Aussicht auf die Reformation, zu deren Wurzeln das Erwachen jener Vorstellung gehörte. Wo die Religion anfängt, so ihrer selbst bewußt zu werden, entstehen in ihr schwierige Fragen, vor denen die römische Kirche sich zurückziehen muß, weil sie überhaupt dem nach innerer Selbständigkeit verlangenden Menschen nicht zu helfen weiß. Die römische Kirche muß wohl etwas davon gemerkt haben, daß unter dem Mantel ihrer Sitte an vielen Orten die Religion anfängt zu erwachen, und in jener Vorstellung sich selbst auszusprechen wagt.

Von diesem Standpunkte aus gesehen ist die Eidesforderung eine wohlverständliche praktische Maßregel. Die Uebertreibungen sollen dann offenbar die lebendigsten Glieder der Kirche darauf aufmerksam machen, wohin ihr religiöses Bedürfnis sie zu treiben droht. Es ist ja begreiflich, wenn ein Mann wie Konstantin Wieland seinen Zorn über die Vergewaltigung ausspricht, die durch jenes kirchliche Gebot gewissenhaften Menschen angetan wird. Die Maßregel ist in der Tat insofern sittlich verwerflich, als sie ohne Zweifel von Vielen die eidliche Verpflichtung zur Opposition gegen Etwas fordert, wovon sie gar keine klare Vorstellung haben können. Aber wenn man anfängt, so Etwas als unsittlich zu empfinden, so ist man ja eben damit schon innerlich von der römischen Kirche ziemlich weit abgekommen. Insofern verstehe ich nun wieder die Entrüstung des trefflichen Mannes nicht.

Noch unbegreiflicher allerdings erscheint die Entrüstung, mit der diese Sache von deutschen Politikern behandelt wird. Damit erleichtern sie natürlich der Kurie die Schwierigkeiten der Lage, in die sie nicht nur gedrängt ist, sondern die sie sich zum guten Teil selbst bereitet hat. Man weiß in Rom, daß die deutschen Katholiken, die jetzt über römische Vergewaltigung klagen, leicht dazu zu bringen wären, dem Staat in den Rücken zu fallen, der sich ihrer annehmen wollte. Bei einigen Preßerzeugnissen der letzten Zeit, die sich als ein Aufflammen des protestantischen Geistes geben, ist es wohl auch wahrscheinlich, daß sie aus dem Wunsch zu verstehen sind, der stammverwandten Kurie gegen den Unmut bei ihren Untergebenen zu Hilfe zu kommen. Allerdings sind wir der römischen Kirche gegenüber zu beständigem Gegensatz verpflichtet. Aber das bedeutet nicht ein Eingreifen in die kirchlichen Nöte, die die geistig regeren Katholiken bei uns wie anderswo durch das gegenwärtige Kirchenregiment zu erdulden haben. Das mögen die der Kurie Unterworfenen mit dieser selbst abmachen. Uns liegt es ob, dafür zu sorgen, daß bei uns die Frömmigkeit, zu der uns Luther den Weg geöffnet hat, sich als stärker erweise, als die zwar natürlichen, aber gesundheitswidrigen Reste des römischen Wesens in unsrer Mitte.

Wilhelm Herrmann

Wie war der Modernisteneid möglich?

Diese Frage stellte sich und beantwortete in der Frankfurter Zeitung Professor Dr. A. Messer in Gießen. Wir erwähnten den Artikel schon und geben ihn hier unverändert wieder.

Die Forderung des Modernisteneides und ihre Folgeerscheinungen — wieviel Interessantes bieten sie dem Religionspsychologen!

Da ist zunächst dieser „religiöse“ Papst selbst. Wer möchte zweifeln, daß er aus reinem Pflichtgefühl, aus heiligem Seeleneifer seinen grimmigen Kampf gegen den Modernismus führt? Wie schlicht und einfach ist die geistige Struktur dieser Persönlichkeit! Der Glaubensinhalt muß rein bewahrt werden, denn an seiner Unversehrtheit hängt das Seelenheil von Millionen. Die modernen Ideen gefährden diese Reinheit. Also Kampf gegen sie und Kampf gegen ihre Anhänger! Die bisherigen Maßregeln schienen nicht durchgreifend genug; nur eine äußerliche Beugung der Modernisten schien dadurch erreicht zu werden. Nun greift er zum Eid, um sie auch innerlich zu beugen — oder zum offenen Abfall zu zwingen. Wie brutal dieses Mittel ist, wieviel leichtfertige und falsche Eide, wieviel spätere Verletzungen des geschworenen Eides hervorgerufen werden, wieviel Seelenqual, innerer Druck, Zerrissenheit: das kümmert diesen Papst alles nicht. Die Glaubensreinheit als der einzige Weg zum Seelenheil fordert dies Mittel, also wird es gebraucht. Man sieht, wie verhängnisvolle Konsequenzen es haben kann, wenn Menschen wähnen, über die Dinge des Jenseits vollständige Gewißheit zu besitzen. Aus der katholisch-ultramontanen Gottesvorstellung, die Gott als unnachsichtigen Richter wachen läßt über die Reinheit des Glaubens, folgt Alles mit zwingender Logik. Auch die Hinrichtung von Ketzern wäre ein taugliches Mittel, ihr und der Anderen Seelenheil zu retten; darum hält man daran auch in der Theorie fest; nur fehlt die Macht, diese Theorie in Praxis umzusetzen. Ebenso wie man jetzt der Macht des Staates nachgebend auf den Eid der Theologieprofessoren verzichtet hat — eine Schwäche und zugleich eine Willkür, die bei der inneren Logik des ganzen Vorgehens umso schreiender hervortritt.

Wie erklärt sich aber psychologisch das Verhalten derer, die den Eid zu leisten hatten? Da ist zunächst das kleine Häuflein derjenigen, die den Eid verweigert haben. Als Beispiel mag der Kaplan K. Wieland in Lauingen genannt sein. Wenn er in seiner Broschüre „Eine deutsche Abrechnung mit Rom“ die Hierarchie der Fälschung des Gottesbegriffes bezichtet; wenn er die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugtuung Christi und von der Erbsünde angreift, so bekennt er damit, daß er wirklich Modernist ist. Das wird nicht für alle zutreffen, die den Eid verweigerten. Manchen mag das Gefühl für das Mißtrauensvotum, das in dem Eidesgebot liegt, abgehalten haben und die Erkenntnis, wie wenig es im Sinne Jesu ist, einen solchen Eid zu erzwingen.

Aber zu denken gibt es doch, daß die Zahl derer, die den Eid ablehnten (soweit jetzt wenigstens bekannt), so außerordentlich gering ist, und daß selbst solche, die sich mit oder ohne Namensnennung entrüstet über die Zumutung des Eides ausgesprochen haben — ihn doch leisteten. Das gibt eine Vorstellung von der Festigkeit dieses Kirchensystems und legt die Frage nahe, worauf sie beruht. Manche Motive, die auch Widerstrebenden den Nacken beugten, liegen ja auf der Hand: man fürchtet Amtsentsetzung, und das bedeutet für die Meisten nicht bloß materielle Notlage und Verlust eines bedeutsamen und angesehenen Lebensberufes, sondern Bruch mit einer Institution, an der das Herz mit tausend Fesseln der Liebe, der Verehrung, der pietätvollen Gewöhnung hängt; das bedeutet für Viele auch Bruch mit Verwandten und Freunden. Und wer möchte aburteilen etwa über einen jungen Priester, der den Eid widerstrebend leistet, weil er weiß, die Weigerung und ihre Folgen würden seiner alten Mutter das schwerste Herzeleid und vielleicht den Tod bringen!

Aber noch eine andere seelische Macht läßt sich erkennen, die, mehr im Verborgenen wirkend, jegliche Auflehnung gegen das kirchliche Gebot erstickte. Selten spricht man darüber so offen und ehrlich wie der Freiburger Stadtpfarrer Hansjakob in der neuen Auflage seiner Erinnerungen. Schlagend legt er dar, wie entwürdigend der Modernisteneid ist, auch für einen, der sich von allem Modernismus frei weiß; und doch —: „Ich will und muß katholisch sterben, selbst um den furchtbaren Preis eines zu erduldenden Gewissenszwangs.“*)

Das Wort erinnert an eine kleine Anekdote aus Vischers „Auch Einer“: „Neulich auf der Fahrt nach Treviso; ein paar gebildete Venezianer im Wagen; Wagenfenster offen. Auf dem Bocke sitzt ein hagerer Pfaff. Wir kommen auf Klosterwesen, Zölibat, weiter auf anderes Ungesunde der katholischen Kirche zu sprechen, ganz gesetzt, ernsthaft. Der Pfaff draußen horcht mit halbgewendetem Kopf. Der Wagen hält einige Minuten. Schaut der Pfaff herein mit durchbohrendem Blick und ruft mit Stentorstimme: Signori, la morte!“

Schon von frühester Jugend an wird im Katholiken die instinktive menschliche Angst vor dem Tode noch gesteigert durch die Schilderung der ewigen Qualen des Sünders, und mit unverwischbaren Schriftzügen wird in den kindlichen Geist die Lehre eingeschrieben, daß nur der demütige Gehorsam gegen die Kirche die Seele vor dem furchtbaren Schicksal errette. Diese Angst vor einem Sterben ohne die kirchlichen Gnadenmittel ist nach meinen Beobachtungen eine der stärksten Stützen der kirchlichen Macht, sie würde nicht brechen, auch wenn die Gewissensknechtung noch gesteigert würde. Die kirchlichen Machthaber trafen — instinktiv oder bewußt — das für sie Richtige, als sie den Versuch Schells, die Lehre von der Höllenstrafe zu mildern, verdammten.

*) Vgl. vorige Nummer, Spalte 135. D H

Redakteurs der Zeitschrift, Professor Dr. A. Gisler (Chur), die wir nach Nr. 65 der Kölnischen Volkszeitung hier wiedergeben.

Die Bezeichnung „Modernist" ist so einschneidend, daß man damit niemand leichter Hand belasten sollte. Angewendet auf einen Katholiken ist sie eben mehr als ein bequemes Parteischlagwort des Tages; sie spricht ihm Glauben und Christentum ab und ist unter Umständen peinlich genug. Daß man heute da und dort mit dem Prädikate „Modernist" so wenig zu kargen scheint, mag nur deshalb möglich sein, weil man den Sinn des Wortes nicht erfaßt hat oder nicht festhalten, sondern umprägen will. „Modernist", „Modernismus" ist nun aber kein beliebiges Gebilde, sondern ein klar geprägter Begriff, vom kirchlichen Lehramt authentisch benannt, beschrieben und verurteilt in dem Rundschreiben „Pascendi". Dieses vor allem muß maßgebend bleiben, wenn wir den Begriff „Modernist" richtig bestimmen wollen, und an Hand desselben kommen wir zu folgenden Erwägungen.

Ist derjenige ein Modernist, welcher, im Rahmen des Dogmas, durchweg zu den neuesten Ergebnissen der Forschung sich bekennt, — sei es z. B. über Zeit und Dauer des öffentlichen Wirkens Christi, oder über die Verbürgtheit einer Reliquie, eines Wallfahrtsortes, einer überlieferten Tatsache? Nein, ein solcher ist modern und mag da und dort als Opfer seines Fortschrittbanges irre gehen; aber ein Modernist ist er nicht.

Ist derjenige ein Modernist, welcher wie Fonsegrive die Apologetik des Christentums in erster Linie aufgebaut wissen will nicht auf den Wundern, sondern auf den Bedürfnissen der Seele und des Lebens? Nein, — er gehört zu den Neu-Apologeten und irrt mit ihnen; Modernist ist er nicht.

Ist derjenige ein Modernist, welcher wie der Pauliitenpater Hecker gegen das Walten des Index, des bloß authentischen und nicht definierenden Lehramtes der Kirche Einspruch erhebt, welcher die sogenannten passiven Tugenden im Vergleich zu den aktiven verdunkelt und schmäht und das gesamte äußere und innere katholische Leben demokratisieren möchte? Nein, er ist Amerikanist, nicht Modernist.

Ist derjenige ein Modernist, welcher die Kirche in Sachen der Gesetzgebung und Disziplin unter die Vormundschaft des Staates bringen möchte und einer radikalen Umgestaltung der Disziplin im Sinne der Modernität das Wort redet? Nein, er wird ein Gallikaner, Febronianer, Josephiner oder Reformer sein, aber noch kein Modernist.

Ist derjenige ein Modernist, welcher, wie de Bonald, Lamennais, Ventura, Ubaghs usw. behauptet, das Dasein Gottes könne nicht durch das Licht der Vernunft, sondern nur durch die Ueberlieferung und Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes erkannt werden? Nein, dieser ist nur ein Traditionalist.

Ist derjenige ein Modernist, der mit Malebranche, Rosmini, Gioberti, Rothenflue, Gratry usw. wähnt, das Dasein Gottes könne durch die Vernunft nicht bewiesen, sondern unmittelbar angeschaut werden? Nein, dieser ist ein Ontologist.

Ist derjenige ein Modernist, welcher behauptet, in Gott seien nicht drei Personen, sondern nur drei Erscheinungsweisen einer und derselben Person? Nein, er ist ein Sabellianer oder Patripassianer.

Ist derjenige ein Modernist, welcher, wie Schell, über den Gottesbegriff, über die Höllenstrafen, über die Versöhnung durch Christus, über das Wesen der Todsünde irrt? Nein, er ist Neuplatoniker, Origenist, Sozinianer usw., aber noch kein Modernist.

Ist derjenige ein Modernist, welcher die Gottheit, die Unfehlbarkeit und Unsündlichkeit Christi leugnet? Nein, er ist Arianer, Agnoet oder Ebionit.

Ist derjenige ein Modernist, welcher die übernatürliche Ordnung der Gnade bestreitet? Nein, er ist ein Pelagianer.

Ist derjenige ein Modernist, welcher alle Wunder, alle Geheimnisse, alle Inspiration der Heiligen Schrift bestreitet? Nein, er ist Rationalist.

Und wer die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im hl. Altarssakrament leugnet, ist Berengarianer oder Calviner; wer die Unfehlbarkeit des Papstes im Sinne des Vatikanums leugnet, ist ein Altkatholik; es sind Häretiker, aber noch keine Modernisten. Schon gar kein Modernist ist derjenige, welcher dafür eintritt, daß seine Mitbürger ob ihres anderen Glaubens nicht gekränkt werden, und sich reuig zeigt, weil er sie darob gekränkt hat.

Was heißt denn Modernist sein? Modernist sein heißt bestreiten, daß es irgend eine religiöse Erkenntnis gebe, die mit der Wirklichkeit übereinstimmt, heißt objektiv wahre unveränderliche, immer und überall gültige religiöse Wahrheit in Abrede stellen, heißt behaupten, Gott und die ganze überweltliche Wahrheit könne in keinem, auch nicht im geringsten Punkte von uns wirklichkeitsgetreu erfaßt werden. Modernist sein, heißt bekennen: jede religiöse Wahrheit sei nur relativ wahr, d. h. für mich, für hier und heute; vielleicht schon morgen sei alle religiöse Wahrheit in Fluß und Entwickelung, in Wandel und Wechsel. Modernismus ist in erster Linie religiöser Relativismus.

In zweiter Linie ist der Modernismus religiöser Subjektivismus oder Immanentismus, d. h. alles Religiöse und alle Religion, die natürliche wie die übernatürliche, hat ihre eigentliche und tiefste Quelle im eigenen Selbst des Menschen; alle religiösen Kräfte, die erzeugenden wie die aufnehmenden Kräfte der religiösen Handlungen, Gaben und Güter wurzeln ganz und gar oder doch der entscheidenden Hauptsache nach in unserem Innern; hier, nämlich im Strudel des blinden, religiösen Instinktes, religiöser Erfahrung und religiöser Bedürfnisse wird die Religion geboren; allein oder doch in entscheidender Weise von hier aus empfängt sie Anstoß und Richtung, Leben und Vollendung. Dem Wirken und der Stimme Gottes begegnet die Seele ausschließlich nur in ihrem Innern; Gegenstand und tiefsten Beweggrund ihres religiösen Glaubens und Gehabens zieht die Seele aus ihrem eigenen Schoße; eine von außen an den Menschen herantretende, religionerzeugende Einwirkung Gottes gibt es nicht. Religion ist ein bloßer Ausfluß des Innenlebens, ein subjektives Gespinnst. Organ zur Erfassung Gottes und der religiösen Werte im Innern des Menschen ist das Gefühl.

Damit fällt alles Uebernatürliche: Glaube, Offenbarung, Christus, Kirche, Sakramente, Heilige Schrift. Auch alle natürliche Religion wird aufgelöst: nirgends mehr ein fester Pol im Gebiete der Religion. Damit wird der Modernismus wirklich die Sammelstätte, der Inbegriff aller wirklichen und möglichen Häresien.

Wir baten Professor Herrmann sich dazu zu äußern, und er schickte uns Folgendes. R

2

Wenn in dieser Schilderung wirklich der Modernist gezeichnet ist, auf den sich die bekannte Eidesformel bezieht, so muß man sich darüber freuen, daß von den Klerikern nur verlangt ist, sie sollten sich durch ihren Eid verpflichten, diesem Modernisten aus dem Wege zu gehen. Wäre etwa auch von ihnen verlangt, sie sollten unter ihrem Eide versichern, daß sie ein solches Ungeheuer lebendig gesehen hätten, so wären sie bei aller Technik in der Behandlung des Eides in einer schlimmen Lage. Sie haben alle doch in ihrer Weise Theologie studiert. Dabei haben sie aber alle sicherlich soviel von dem Leben der Religion kennen gelernt, daß sie es für undenkbar halten müssen, Jemand, der an diesem Leben noch irgendwie Teil haben wolle, könne sich wirklich in solchen Urteilen bewegen.

Ein Relativismus, wie er hier geschildert wird, schließt die Religion überhaupt aus. Man kann ihn also nicht religiösen Relativismus nennen, sondern nur irreligiösen. Religion haben heißt, Etwas gefunden haben, dem man sich für immer anvertrauen kann. Der Fromme kann sich freilich eingestehen, daß noch viel zu bessern ist an seinen Versuchen, dieses Eine, das die volle Gewalt über seine Seele hat, mit Worten zu bezeichnen. Er kann sogar meinen, daß das im Grunde immer unaussprechlich bleibe. Aber daß es selbst jemals für ihn etwas Anderes sein könne, wird er ganz gewiß nicht denken. Er wird vielmehr meinen, daß er sich jederzeit auf das eine Gewaltige besinnen soll, dem er sich selbst im Innersten unterworfen weiß.

Ebenso steht es nun mit dem Zweiten, woran man den Modernisten erkennen soll, mit dem Subjektivismus. Zunächst sieht es freilich so aus, als sollte als Modernismus bereits das gebrandmarkt werden, daß ein frommer Mensch die für ihn entscheidende Offenbarung Gottes in seinem eigenen Innern wirksam sieht. Und diese Gestalt der Religion würde der Kleriker allerdings in vielen Aeußerungen der Frommen bemerken können, auch bei sich selbst, falls er überhaupt zu einem Bewußtsein in ihm lebendiger Religion gekommen ist. Denn darin unterscheidet sich die Religion von Zauberei, daß sie eine übernatürliche Macht nur da anerkennt, wo sie Etwas erfährt, was die eigene Seele befreit. Wenn Etwas, was uns ganz äußerlich bleibt, doch die übernatürliche uns rettende Macht sein soll, so sind wir nicht mehr in der Religion, sondern mitten im Aberglauben. Aber bei genauerem Zusehen sieht es dann doch wieder so aus, als sollte nicht schon die der Religion notwendige Verinnerlichung der erlösenden Macht Gottes als Modernismus abgewiesen werden. Denn da, wo die Charakteristik bestimmter wird, hören wir andere Töne. Danach ist man Modernist, wenn man dem Wirken und der Stimme Gottes allein in dem eigenen Innern begegnet; wenn man Gegenstand und tiefsten Beweggrund des religiösen Glaubens aus dem Schoß der eigenen Seele zieht und eine von außen an den Menschen herantretende Religion erzeugende Einwirkung Gottes überhaupt nicht anerkennt. Wie sich dieses Urteil in leidenschaftlichen Widersinn verirrt, zeigt sich schließlich in dem Satz, Religion sei für solche Menschen ein bloßer Ausfluß des Innenlebens, ein subjektives Gespinnst. Jeder, der an diese Dinge einiges Nachdenken wendet, sieht natürlich sofort, daß mit einer solchen Auffassung die Religion selbst zerstört wäre. Es ist daher sinnlos, zu meinen, daß Menschen, die doch auf jeden Fall Vertreter der Religion sein wollen, ihre Religion so ansehen sollten.

Der Modernist also, der so charakterisiert wird, ist ein Wahngebilde. Es erscheint dann leicht als höchst seltsam, daß zur Bekämpfung einer Erscheinung, die es gar nicht geben kann,

Durch die Dogmatisierung dieser päpstlichen Lehrgewalt ist die katholische Kirche festgelegt auf den Papalismus in dieser furchtbaren Form. Das müssen wir Protestanten uns klar machen: alle Reformvorschläge, Kritiken, Beurteilungen, die diesen Kurialismus nicht voraussetzen, mögen sie noch so warm empfunden sein, sind praktisch einfach wertlos. Das mag entsetzlich hart sein — v. Oertzen hat wahrlich Recht, daß der Protestant angesichts dieser furchtbaren päpstlichen Lehrgewalt aus tiefster Seele Gott danken muß für unsern Luther! — aber es ist so, Dogmen sind unveränderlich. Man muß froh sein, wenn der Druck des päpstlichen Lehramtes wenigstens noch etwas Luft läßt für einen Katholizismus, der Kulturfaktor sein kann, mag man auch mühsam die Luftlöcher suchen müssen.*)

So angesehen, glaube ich nicht, daß der Antimodernisteneid von vielen Priestern als Meineid geleistet worden ist. Er ist ein Gehorsamsakt gewesen unter eine Forderung, die als Aeußerung des obersten Lehramtes ohne Weiteres richtig sein mußte. Mag das Warum? auch vielen nicht klar sein, sie trösten sich mit dem Gedanken: Es wird schon recht sein. Für uns Protestanten ist das eine sittliche Herabwürdigung des Eides, nicht so für den Katholiken. Einen Meineid, d. h. einen wahrheitswidrigen Eid leistet er nicht, weil er gegenüber dem obersten Lehramt überhaupt keine eigene Wahrheit oder Ueberzeugung hat! Das toto animo adhaerere erläuterte zudem der offiziöse Kommentator Heiner: „jene Vorschriften als rechtsverbindlich, aufrichtig und ehrlich anerkennen und sich ihnen unterwerfen" — anerkennen und unterwerfen, ehrlich, das ist es; nicht: innerlich von der Wahrheit durchdrungen sein.

Aber selbst in die Psychologie muß man sich hineindenken, daß nun ein Mann wie Meyenberg, der Professor am Luzerner Priesterseminar, in seiner Schweizerischen Kirchenzeitung geradezu begeistert über den Eid schreibt und geflissentlich hervorhebt, wie gern er ihn geleistet habe. Das ist nicht Heuchelei, sondern ein Stück Papstkultus, wie ihn mehr oder minder wohl jeder Katholik treibt, eine Verherrlichung der Weisheit des unfehlbaren Lehramtes. Auch die Apologie der theologischen Wissenschaft trotz Modernisteneid, wie sie Mausbach (der übrigens formell den Eid nicht geleistet hat), Professor in Münster, in der Kölnischen Volkszeitung Nr. 39 und 44 in sehr interessanter Weise unternahm von der Ueberzeugung aus, daß an der Lage der katholischen Theologie Nichts geändert werde, ruht auf dem Grundgedanken der selbstverständlichen Vortrefflichkeit des päpstlichen Lehramtes. Von Heiners Kommentar gar nicht zu reden. Aus Heiners Worten verdient nur ein Satz Heraushebung:

Es handelt sich hier ja um Vorschriften, die rein disziplinärer Natur sind und die bei veränderten Umständen wieder aufgehoben werden oder sonst wie in Wegfall kommen können.

Heiner unterstreicht zwar, daß das seine persönliche Ansicht sei, aber es spricht doch so ein Mann, der amtlich Staatsanwalt an der Kurie (auditor rotae) ist!**) Für den getreuen Katholiken hat sich durch den Eid in der Tat kaum etwas geändert, der Modernismus war durch die Enzyklika Pascendi verboten: jetzt folgt das Siegel darauf, das oberste Lehramt will es so.

Um so erstaunlicher, heroisch geradezu ist die Tat derer, die sich nicht einfach beugten vor der Weisheit päpstlicher Lehrgewalt, sondern entrüstet aufbegehrten oder den Eid weigerten. Männer, denen man in wärmster Sympathie und innerster Teilnahme die Hand drücken möchte ob ihrer Charakterstärke und sittlichen Einsicht! Wie schwer ihnen ihr Tun geworden sein muß, vermögen wir Protestanten kaum abzuschätzen, da wir uns in den Gedanken des unfehlbaren Lehramtes schwer hineinversetzen können; es gehörte die allertiefste seelische Erschütterung dazu, so etwa, wie Luther sie durchrang! Man lese nur die beiden Schriften von ten Hompel: „Uditore Heiner und der Antimodernisteneid"*) und K. Wieland: „Eine deutsche Abrechnung mit Rom"!**) ten Hompels Schrift ist ein Lebenszeichen der Münsterer Kulturgesellschaft, die zu unterdrücken also noch nicht gelungen ist; sie sollte unmittelbar nach Erlaß des Motuproprio Sacrorum antistitum ein Versuch sein, die Ausführung des Eides zu verhindern; sie ist ein erschütternder Notschrei gegen die römische Kamarilla mit ihrem „frivolen Treiben des Mißbrauches päpstlicher Entscheidungen", eine persönliche Anklage zugleich gegen Heiner, der jetzt (vgl. die Erklärungen in der Kölnischen Volkszeitung 1910 Nr. 1088, 1911 Nr. 3) als der Verräter der Indexbewegung, nachdem er zuerst sich darauf eingelassen hatte, erwiesen ist. Die Schrift Wielands ist eine Rechtfertigung seiner Eidweigerung, ungemein wuchtig, aus innerstem Zorn geboren.

Aber — ten Hompels Broschüre (der Eid kam für ihn persönlich als Rechtsanwalt nicht in Frage) ist auf den Index gesetzt und Wieland exkommuniziert worden. Ein deutlicher Beweis, wie der Katholizismus seit 1870 steht und fällt mit dem unfehlbaren päpstlichen Lehramt! Wer an ihm zweifelt oder gar seinen Verfügungen den Gehorsam aufkündigt, wird gemaßregelt und hat schließlich in der katholischen Kirche keinen Platz mehr. Das unfehlbare Lehramt ist Dogma! Wieland zeichnet mit haarscharfen Worten diese Gewalt des Lehramtes, und der Satz ist nur zu richtig:

Das Grundübel des heutigen Katholizismus besteht in der allgemeinen Unklarheit und Unsicherheit über Maß, Umfang und Grenzen der Glaubenspflicht. Niemand in der katholischen Kirche vermag mit Gewißheit anzugeben, was er glauben muß und was nicht; Niemand vermag mit Sicherheit zu unterscheiden zwischen der offiziellen, von Gott geoffenbarten Glaubenslehre und den unverbindlichen, veränderlichen Schulmeinungen der Theologen.

Dazu hat man eben das Lehramt. Aber wenn nun Wieland an die Korrektur des Uebels geht, wenn er eine klare Abgrenzung der Unfehlbarkeit fordert und eine gewaltige Revision der Dogmen und Lehrmeinungen, so — ist er nicht mehr katholisch. Man hat als Protestant und Historiker seine helle Freude an der schneidenden historischen und dogmatischen Kritik Wielands; aber katholisch ist ein Mann nicht mehr, der die Tradition, die nach katholischer Lehre neben der Schrift als Glaubensquelle steht, streicht, die herkömmliche Gotteslehre, die Erbsündenlehre u. A. verwirft. Und den „Zauberstab der korrigiblen Infallibilität" (Loofs) wird das Papsttum nicht mehr preisgeben, nachdem es ihn einmal bekommen hat, obwohl eine Umgrenzung der Unfehlbarkeit an sich auf Grund der vatikanischen Beschlüsse denkbar wäre. Es ist Selbsttäuschung, wenn Wieland betont, ein guter Katholik zu sein. Er ist es nicht mehr; die Exkommunikation war vom katholischen Standpunkte aus folgerichtig, so gut wie die Zensurierung der ten Hompelschen Schrift.

3

Die Leistung des Antimodernisteneides ist ohne Beanstandung durch die Staatsgewalt erfolgt. Nach dem Dafürhalten des Tübinger Rechtshistorikers Professor Siegfried Rietschel (Beilage zum Schwäbischen Merkur 1910) ist der Eid der Priester eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, der gegenüber der Staat machtlos ist: die Parität schützt innerkirchliche Vorgänge. Anders steht die Sache bei den Professoren an den staatlichen Universitäten und den Religionslehrern an staatlichen Schulen; hier handelt es sich nicht mehr um rein innerkirchliche Fragen, vielmehr ist die Staatsgewalt unmittelbar beteiligt. Die kanonistische Auffassung des Eides hatte Heiner, in der Münchener Allgemeinen Rundschau (1910 Nr. 50), darge-

*) Das sollte man doch endlich einsehen und nicht immer von meinem „Optimismus" reden! Alle meine Aufsätze zur katholischen Lage haben unter diesem Gesichtspunkte gestanden. Der „Optimismus" ist einer sehr bitteren Resignation entsprungen, daß nämlich nichts zu machen ist, als unter dem Drucke nach Durchschlupflöchern zu suchen. Als Dogmatiker habe ich nicht geschrieben, daher protestantisches Empfinden zurückgedrängt — man wird mir wohl glauben, daß ich es habe —, sondern als Historiker und Kirchenpolitiker, der den Katholizismus nutzen möchte im Interesse unseres Kulturlebens.

**) Man ersieht aber daraus, daß es nicht zu „optimistisch" war, wenn ich in Nr. 52 (1910) betonte, man wisse nicht, wie es mit dem Eide nach Pius X. Tode sein werde.

*) Erstes Heft der „Grenzfragen". Zwanglos erscheinende Beiträge zu den Weltanschauungskämpfen und Kulturproblemen der Gegenwart. Herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. ten Hompel-Münster. F. Coppenrath. 43 S. 1 Mk.

**) Eine deutsche Abrechnung mit Rom. Protest gegen den päpstlichen Modernisteneid. Von Konstantin Wieland. München, M. Rieger. 128 S. 1,50 Mk.

legt: danach sind im Prinzipe auch die Professoren an den staatlichen Universitäten und staatlichen Schulen zur Eidesleistung verpflichtet; in Praxi aber können die Bischöfe Dispens von Rom für die Professoren erbitten. Die Entscheidung liegt also bei den Bischöfen. Nun hat Kardinal Fischer (vgl. Christliche Welt 1910 Nr. 52) in seinen Besprechungen mit Pius X. in Zurückdrängung der ultrareaktionären Tendenzen „eine milde Gesetzesauslegung" erreicht; der Papst hatte erklärt, „durch das Motuproprio würden zur Eidesleistung nicht verpflichtet die Priester, die an den staatlichen Anstalten als Professoren der Theologie angestellt sind" — nur wenn sie zugleich Prediger, Beichtväter, Benefiziaten oder dergleichen sind, müssen sie den Eid leisten — und dementsprechend war der Eid von den deutschen Theologieprofessoren nicht gefordert worden (einige haben ihn freiwillig geleistet), allem Anschein nach im Allgemeinen auch nicht von den Religionslehrern an staatlichen Anstalten. Aber dieses Zugeständnis hat dem Papste offenbar abgerungen werden müssen; die Camarilla wird gearbeitet haben; kaum war Kardinal Fischer fort aus Rom, so erfolgte jener Brief vom 31. Dezember 1910 an ihn. Rechtlich änderte er in der Eidfrage nichts, aber er übte den stärksten moralischen Druck auf die Dispensierten aus, in Worten persönlicher Beleidigung gegen den deutschen katholischen Professorenstand. Wer nach außen hin zeigt, daß er von dem Dispense gerne Gebrauch macht, „legt sicher eine bedauernswerte Nachgiebigkeit gegenüber den Anschauungen der Menschen an den Tag, indem er in feiger Weise vor der Autorität derer sich beugt, die nicht aus aufrichtiger Ueberzeugung, sondern aus Abneigung gegen die katholische Religion in die Welt hinausrufen, durch diesen Eid werde die Würde der Vernunft verletzt und die Freiheit der Forschung gehemmt." Der Papst erwartet, daß nun gerade die Dispensierten „zur Bekundung ihres mannhaften Charakters in der Ablegung des Eides die Ersten sein und keine Bedenken tragen werden, nötigenfalls auch Schmähungen zu erdulden;*) denn leicht könnten sie sich selber als des christlichen Lehramtes unwürdig vorkommen, wenn sie sich schämten, zu den Dienern unseres Herrn Jesus Christus zu zählen" — man beachte: wer den Eid nicht schwört, schämt sich der Schmach Christi, ist kein Diener Christi mehr!

Aber mehr noch: unter dem 20. August 1910 hatte die Konsistorialkongregation ein Dekret erlassen de amotione administrativa ab officio et beneficio curato, d. h. über die Versetzung**) der Pfarrer nach Gutbefinden des Bischofs. Das Dekret hat begreiflicherweise, da es aufs stärkste mißbraucht werden kann, in katholischen Pfarrerkreisen Widerspruch hervorgerufen. Den Papst „wundert das nicht", auch nicht, daß die Unzufriedenen „vielleicht sogar von der Staatsregierung verlangen werden, sie solle Kraft und Wirkung des Dekretes hemmen". Kommt es dazu, so soll der Bischof vor nichts zurückschrecken, ja, „in der Erfüllung einer Pflicht, namentlich wenn sie direkt auf die Ehre Gottes sich bezieht, ist der Kampf nicht zu fliehen, im Gegenteil mutig von uns aufzunehmen." Pius provoziert geradezu den Kampf gegen den Staat.

Man mag diesen Brief drehen und wenden wie man will, er ist ein Affront gegen den Staat. Mag er vielleicht nicht direkt das kurialistische Echo auf die Aeußerung des preußischen Kultusministers über den Antimodernisteneid sein — möglich bleibt das, der Kultusminister sprach zuerst, am 14. Januar, und am 16. wurde der Brief publiziert —: schon die Tatsache der Veröffentlichung des von Kardinal Fischer wohlweislich geheim gehaltenen Briefes im päpstlichen Amtsblatte, den Acta apostolicae sedis (Nr. 43), beurkundet die Provokation. In deutlichen Worten sagt Pius, daß seine Maßnahmen vor dem Staate nicht Halt machen werden; die sich mit dem Staate deckenden Professoren sind Feiglinge; die Bischöfe müssen auch gegen den Staat der Kurie gehorchen.

Damit ist die ganze Katholikenfrage in ein neues Stadium eingetreten. Es kommt Alles darauf an, daß man an maßgebender Stelle das klar erkennt. Jetzt ist eine Handhabe gegeben — man möchte sagen: Gott sei Dank! — in die Katholikenfrage einzugreifen, staatlicherseits, denn das Gebiet der innerkirchlichen Angelegenheiten ist überschritten, dem gegenüber nur die Zuschauerrolle übrig blieb.

Die Rede des preußischen Kultusministers vom 16. Januar läßt vermuten, ebenso wie die Ansprache des Botschafters von Mühlberg zu Kaisers Geburtstag, mochte sie auch wesentlich „retrospektiv", d. h. auf die Borromäus-Enzyklika rückblickend sein, daß die preußische Regierung ihre Interessen wahren wird. Sie sollte sie sich nur so weit wie möglich stecken. Nicht nur um die Professoren und Religionslehrer handelt es sich, sondern um die Katholiken als Bestandteil der deutschen Nation. Die preußische Regierung und ebenso die verbündeten Regierungen — in Württemberg hat Kultusminister Fleischhauer mannhaft gesprochen — haben das Schicksal der deutschen Katholiken in der Hand. Ein Moment, der vielleicht nie wieder kommt! Möge man ihn um Gottes willen nicht verpassen! Das Recht ist jetzt da, mit Rom ein ernstes Wort zu reden, möchte man die Pflicht empfinden! Die Staatsgewalt hat die Mittel, etwas zu erreichen, wenn sie den nötigen Nachdruck anwendet und nicht wieder, wie bei der Borromäus-Enzyklika, sich mit Worten zufrieden gibt. Der preußische Kultusminister deutete eines der Mittel an: die Aufhebung der katholisch-theologischen Fakultäten. Man hat gesagt, das sei der Kurie nur recht. Mag sein; aber man beachte, daß diese Maßnahme andere nach sich ziehen muß. Sie bedeutet zugleich die Aufhebung der Seminare, deren Lehrer Universitätsbildung haben müssen; gibt es die nicht mehr, sterben sie ab. Wird aber der Staat noch zahlen wollen, wenn er auf die Ausbildung der katholischen Kleriker keinen Einfluß mehr hat? Das wird er nicht, die Aufhebung der katholisch-theologischen Fakultäten kann daher nur der Anfang vom Ende sein, der Trennung von Staat und Kirche. Wird man das in Rom wollen? Ein zweites Frankreich und Portugal? Ich glaube, man wird es sich sehr überlegen, schon aus finanziellen Gründen. Die Staatsregierung aber wird diesen Weg gehen müssen, wenn Rom so weiter macht wie bisher. Und sie sollte Rom diese Perspektive klar und deutlich zeigen.

Auf die staatliche Festigkeit kommt Alles in diesem hochgespannten Moment an. Die Regierung sollte die Frage nicht in das Parteigetriebe, wohl gar in die kommende Reichstagswahl, hineinzerren, sondern sich auf den höchsten Standpunkt der nationalen Wohlfahrt stellen, kurz und bündig ihr Programm entwickeln, was sie von ihren Katholiken erwarten muß im nationalen Interesse. Das Vatikanum kann sie nicht beseitigen und soll sie nicht beseitigen, wohl aber kann sie dem obersten Lehramt der katholischen Kirche Gelegenheit zur Selbstbesinnung geben und dadurch das ultrareaktionäre Papstregiment zur Abrüstung veranlassen. Es ist auch nach 1870 anders gewesen, warum kann es nicht wieder so werden? Eine Wiederholung des „Kulturkampfes" ist gar nicht notwendig, nur ein energischer Druck auf die Kurie: Bis hierher und nicht weiter! Gelingt das — und bei festem Willen und diplomatischer Klugheit muß es gelingen —, rüstet die Kurie ab, so werden die Katholiken, die jetzt gegenüber dem unfehlbaren Lehramte schweigen müssen, selbst dafür dankbar sein; sie dürfen es dann, wenn die Kurie selbst an der Schärfe nachläßt. Nicht „Kulturkampf", wohl aber Kampf im Interesse des deutschen Vaterlandes, einschließlich der Katholiken. Ja, gerade für sie. Walther Köhler

*) Die katholisch-theologische Fakultät zu Münster hat alsbald auf amtlichem Wege dem Münsterer Bischof — nicht der Staatsregierung etwa — eine Adresse überreichen lassen, in der sie durch Verbeugung nach rechts und links sich aus der Affäre zieht. Aus „wichtigen Gründen des öffentlichen Wohles" leistet sie den Eid nicht, betont aber auf der anderen Seite ihre Zustimmung zu „den Grundsätzen der Enzyklika Pascendi, wie sie die Eidesformel kurz zusammenfaßt". Vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 95. Die katholisch-theologische Fakultät in Bonn hat sich in einem Schreiben an Kardinal Fischer der westfälischen Schwester einfach angeschlossen (ebenda Nr. 106). Nun aber hat der Bischof von Münster sich mit der Erklärung nicht zufrieden gegeben, er erwartet die freiwillige Eidesleistung, mit der Begründung, daß es sich um eine Aufgabe handelt, die „ausschließlich zur kirchlichen Kompetenz gehört". Wird das die Staatsregierung zugeben? Die Situation ist durch diese Stellungnahme sichtlich verschärft (ebenda Nr. 111).

**) Nicht: Absetzung, wie gewöhnlich, auch von Mulert in Nr. 6 wiedergegeben wird; Näheres über das Dekret in dem Artikel von Schmelcher in der Kölnischen Volkszeitung, August 1910.

Kleine Mitteilungen. Ein Schlußwort zu den Modernismus-Artikeln, für das heute der Raum fehlt, muß ich mir noch vorbehalten.
R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 17. Februar im Hause der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur an der Matthiaskunst 4/6: Das Problem der Willensfreiheit. Professor D. Wobbermin.

Chemnitz. Donnerstag 2. März 8 Uhr Deutscher Kaiser: Naturgesetz und Wunder. Oberlehrer Heidel.

Dresden. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock. Oeffentlicher Diskussionsabend: Gottfried Keller über unsern Religionsunterricht. Henseling-Breslau.

Halle a. S. Montag 20. Februar 8½ Uhr Ratskeller, Weinzimmer.

Leipzig. Mittwoch 22. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Petersstraßenpassage: Zweifel und Kämpfe eines israelitischen Propheten. Professor D. Guthe.

Magdeburg. Freitag 24. Februar ¼4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Vorbesprechung für einen öffentlichen Diskussionsabend: Können wir als moderne Menschen noch an Gott glauben? Pfarrer von Broecker-Halle a. S.

Marburg. Freitag 17. Februar 8½ Uhr im Ritter: Ibsen und das Christentum.

Plauen i. V. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Trömel Oberstock: Die letzten Dinge. Scherzer-Jößnitz.

Thorn. Montag 27. Februar 8½ Uhr Viktoriahotel: Der geschichtliche Jesus, der mythologische Christus, Jesus der Christus. Gymnasialoberlehrer Osweld.

Wernigerode. Donnerstag 2. März 8 Uhr im Hotel Monopol: Zur kirchlichen Reform. Fortsetzung. Pfarrer Wirth.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 6. Die römische Kirche in Deutschland (Fortsetzung) — Traub-Dortmund und die Konfirmationsfeier (Schluß) — Verschiedenes: Fortschritte der zionistischen Bewegung

Monatschrift für Pastoraltheologie

herausg. von Prof. Dr. P. Wurster und Dekan Lic. R. Günther (Verlag von Reuther und Reichard in Berlin)

VII. Jahrg. Heft 5. Predigt beim Ev. Kirchengesangfest in Ebingen (Gros) — Stoff und Aufbau des Konfirmandenunterrichts (E. Schmidt) — Kirchliche Würde und Weiherzigkeit an Friedhöfen in Ansehung des politischen Bekenntnisses, der Feuerbestattung und der Selbstmörderfrage (E. Goes) — Wechselgesang im evang. Gottesdienst. (J. Abel) — Die Dorfkirche (H. Jarck) — Wie lehren wir Religion? (Lic. Matthes) — Bücheranzeigen — Aus der neuesten Literatur — Aus Zeitschriften

Tauflied wieder zu haben. Stück 1 Pfennig, dazu das Porto. Verlag der Christlichen Welt.

Professor **D. Heitmüller** und **Frau**, geb. **Knoke**, zeigen die Geburt eines **Sohnes** an.

Marburg, den 7. Februar 1911

Gebildete Dame, 25 Jahre, Töchterschulbildung, 4½ Jahr in Arztfamilie, 2½ Jahr im Pfarrhaus selbständig den Haushalt geführt, sucht zum Mai oder Juni ähnlichen Wirkungskreis, auch zur Erziehung mutterloser Kinder. Offerten mit Gehaltsangaben unter **H. B.** an die Expedition des Blattes.

Damenpension für Reisende bei deutschen Schwestern des evangelischen Diakonievereins **Genua** Spianata Castelletto 20 A int. 2. Da Portier nicht an der Bahn, genaue Adresse merken. Abholung auf Wunsch.

Gloeckner & Niemann

Akademische Buchhandlung

Halle-S Alte Promenade 7

besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Pastorentochter in mittleren Jahren, die langjährige Erfahrung in der Führung des Haushaltes besitzt, mit bescheidenen Ansprüchen, sucht Stelle als **Hausdame** wo sie auf längere Anstellung rechnen könnte. Selbige kann beste Zeugnisse vorlegen.

Anfragen an **Pastor Haesekich, Groß Salze.**

Gesucht für ein 16jähriges **kräftiges junges Mädchen,** das alle Klassen der höheren Töchterschule besucht hat, Stelle in feiner Familie (Doktorhaus oder Pfarrhaus bevorzugt) in Mitteldeutschland, wo sie Haushaltung gründlich lernen, vielleicht jüngere Kinder bei Schulaufgaben u. s. w. beaufsichtigen könnte. Würde gern tüchtig arbeiten, daneben sich gesellschaftlich weiterbilden. Kein Gehalt, aber völliger Familienanschluss beansprucht. — Angebote an **Frau Professor Meyer, Stuttgart,** Jägerstr. 46.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, **Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten.** **Prachtkatalog M 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Bandausgabe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart.

Herausgegeben von D. FR. MICH. SCHIELE.

Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher sind mit den bisher erschienenen 69 Heften soweit ausgebaut, daß den bisherigen Besitzern eine systematische Zusammenfassung und Ordnung des gebotenen Lesestoffs erwünscht sein wird. Herausgeber und Verlag sind daher übereingekommen von allen fünf Reihen Bandausgaben zu veranstalten.

Von der ersten Reihe sind schon früher zwei Bände ausgegeben. Mit dem dritten Band, dessen Zusammenstellung unten mitgeteilt ist, wird die erste Reihe vollständig. Aus den übrigen Reihen sollen aus den künftig erscheinenden Heften noch weitere Bände zusammengestellt werden.

Jeder Band ist zum Preise von M. 3.60 für das gebundene Exemplar einzeln käuflich. Außerdem können für jeden Band Einbanddecken und Bandtitel zum Preise von M. —.70 bezogen werden

I. Reihe. Die Religion des Neuen Testaments

Band I. Nr. 1—6 und 9. Schon früher erschienen.
Band II. Nr. 7. 8. 10 und 12—14. Schon früher erschienen.
Band III. Nr. 11 und 15—23. Erscheint, sobald Nr. 22/23 (W. Heitmüller, Taufe und Abendmahl) ausgegeben ist.

II. Reihe. Die Religion des Alten Testaments

Band I. Nr. 1. 2. 3. 6. 7. Erscheint, sobald Nr. 1 und 6 (Doppelheft Lehmann-Haupt, Israels Geschicke ausgegeben ist.)
Band II. Nr. 5 8. 9. 10. 11.
Band III. Nr. 4. 12. 13. 15—17. Erscheint, sobald alle diese Hefte vorliegen.

III. Reihe. Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleichung

Band I. Nr. 1—5 und 7.
Band II. Nr. 6 und 8—12.
Band III. Nr. 13ff. Erscheint später.

IV. Reihe. Kirchengeschichte

Band I. Nr. 1—6. Band II. Nr. 7—12. | Band III. Nr. 13ff. Erscheint später.

V. Reihe. Weltanschauung und Religionsphilosophie

Band I. Nr. 1—6. | Band II. Nr. 7ff. Erscheint später.

Neu eintretende Abonnenten erhalten die bis Ende 1910 erschienenen 69 Nummern geheftet für M. 27.60, kartoniert für M. 40.—.

Ein Jahresabonnement auf die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" umfaßt 9 Nummern und kostet M. 4.—; Kartonage pro Nummer 25 Pfg.

Einzelpreise: Jede Nummer 50 Pfg., gebunden 80 Pfg., Doppelnummer M. 1 —, geb. M. 1.30 (Bousset, Jesus 75 Pfg., geb. M. 1. .)

Neue Prospekte über die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" stehen zur Verfügung.

Neue Hefte der Religionsgeschichtl. Volksbücher,

die demnächst erscheinen:

Dr. C. F. LEHMANN-HAUPT, Professor in Berlin, **Israels Geschicke im Rahmen der Weltgeschichte. II. Reihe, Heft 1 und 6.** M. 1.—. Geb. M. 1.30.

Das Volksbuch **Lehmann-Haupts** ist für die weitesten Kreise geschrieben Die großzügige Ueberschau wird aber auch allen Historikern, Theologen und Religionslehrern willkommen sein.

Das Volksbuch Lehmann-Haupt erscheint für die Abonnenten als Nr. 8 und 9 des Jahrgangs 1910. Die Ausgabe dieser Schlußnummern verzögert sich leider.

MARTIN NILSSON, Professor in Lund, **Primitive Religion. III. Reihe, Heft 13/14.** M. 1.—. Geb. M. 1.30.

Für die Abonnenten 1911 Nr. 2/3.

Es fehlt noch immer an einem Werk, das alle Grundbegriffe der Religionswissenschaft zusammenhängend aber kurz erläuterte. Das wird hier geboten, und zwar in einer Form, die für jeden Gebildeten verständlich und leicht lesbar ist.

D. O. BAUMGARTEN, Professor in Kiel, **Die Abendmahlsnot.** Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. **IV. Reihe, Heft 15.** M. —.50. Geb. M. —.80.

Für die Abonnenten 1911 Nr. 1.

Baumgarten bemüht sich, in seinem Volksbuch die mancherlei Konflikte aufzuzeigen, die dem Gemeindemitglied heutzutage die Teilnahme am Abendmahl erschweren.

DIE BLAUEN BÜCHER

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf

in den guten Buchhandlungen gern zur Ansicht!

Friedrichshafen = am = Bodensee

Königl. Paulinenstift

Feines Töchterpensionat u. . Protektorat S. M. des Königs v. Württemberg

Lehrplan d. Höh. Töchterschule. Besond. Fortbildungskurs f. Vorgerückte. — Koch- und Haushaltungsschule mit fakultat. Beteiligung an sprachl. u. wissenschaftl. Fächern. Musik, Malen etc.

Näheres durch Vorsteherin u. Vorstand.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Das Buch der Ehe

Heinr. Lhotzky schrieb dieses Buch. — Nüchtern und kraftvoll steht es da: Ein Kanon der inneren Gesetze der Ehe, die wohl noch nie ein Mensch in solcher Tiefe erkannt, mit solcher Klarheit ausgesprochen hat. * Das Buch hat die Gewalt und Einfachheit der Wahrheit. Es wird den Menschen in der Wirklichkeit ihrer Ehe (dieser schwersten Aufgabe unserer Generationen) helfen. Mögen sie in der Ehe oder vor ihr stehen * Dies ist das stärkste, was von einem Buche gesagt werden kann. Der unterzeichnete Verleger weiß es wohl. Aber er weiß auch, daß seiner Arbeit noch nie ein Buch von so überragender Größe anvertraut wurde und daß dies Werk in all seiner Schlichtheit mehr wie eine Generation überleben wird. * Der Inhalt des Buches — das in ALLEN Buchhandlungen zur ANSICHT ausliegt — berührt das hygienische Gebiet in nur EINEM kürzeren Abschnitt. * Die Erstauflage erschien soeben, fünfzigtausend Exemplare stark, in den „BLAUEN BUECHERN". * KARL ROBERT LANGEWIESCHE, DUESSELDORF. Eine M. 80 Pf.

Soeben sind in unserm Verlage erschienen:

Die religiösen Anschauungen

von **Björnson** und **Ibsen**

Vortrag von Kristofer Janson, Christiania

Gr. 8°. 1 Bogen. 40 Pf.

Der Modernismus

4 Vorträge

von **Paul Sabatier** (Frankreich) **Romolo Murri** (Italien) **A. L. Lilley** (England) und **Dr. Philipp Funk** (Deutschland).

Gr. 8°. 3½ Bogen. 1 Mk.

Die religiösen Gemeinschaften

5 Vorträge der Menoniten, Baptisten, Theosophen, Evangelischen Gemeinschaft und Methodisten

Gr. 8°. 64 Seiten. 1,20 Mk.

Die Religion und die Frau

7 Vorträge mit einem Vorwort

herausgegeben von **Dr. Gertrud Bäumer, Berlin**

Gr. 8°. 4½ Bogen. 1,50 Mk.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 45

Deutscher Protestanten-Verein

AUFRUF

Dem Drängen orthodoxer Eiferer folgend hat der Preußische Evangelische Oberkirchenrat gegen **Pfarrer Jatho** in Köln, für dessen treue Arbeit Tausende dankbar Zeugnis abgelegt haben, das Irrlehreverfahren eingeleitet.

Nicht die christliche Gesinnung, nicht treue Seelsorgearbeit, nicht ernste theologische Selbstbildung und die Herzen gewinnende und erhebende Predigt sollen den Pfarrer seines Amtes würdig machen, — **Gehorsam gegen die theologischen Anschauungen der herrschenden Orthodoxie und buchstäbliche Anerkennung der Dogmen und Bekenntnisformeln werden gefordert** — in bedenklicher Aehnlichkeit mit dem **Modernisteneide.**

Durch das Verfahren gegen Jatho wird das Recht der freigesinnten Gemeindemitglieder und Pfarrer in der Kirche bedroht. Wir sehen die Gefahr vor Augen, daß in unserer Kirche Roms Grundsätze maßgebend werden.

Demgegenüber können die freigesinnten Glieder der Gemeinde ihre Rechte nicht auf dem verfassungsmäßigen Wege entsprechend zur Geltung bringen. Durch das indirekte Wahlverfahren, durch die Vorherrschaft der Patrone und der orthodoxen Pfarrer ist der kirchliche Liberalismus in den entscheidenden Synoden fast völlig ausgeschaltet. Er bedarf einer Vertretung durch freie Vereine, um der Oeffentlichkeit und den Behörden seine Anschauungen und Forderungen darzulegen und die Stärke seiner Anhängerschaft kundzugeben.

Der deutsche Protestantenverein hat von Anfang an sich die Aufgabe gestellt, eine solche Vertretung zu sein.

Wir bitten alle Freunde eines freien Christentums, Männer und Frauen aller Berufe und Stände in Stadt und Land unserem Bunde **beizutreten. Es gilt das religiöse Leben unseres Volkes — es gilt das Erbe der Reformation — es gilt die Religion unserer Kinder** durch Kampf und Arbeit für **Wahrhaftigkeit, Gewissensfreiheit** und **Herzensfrömmigkeit** zu verteidigen. Meldungen bei den Unterzeichneten oder beim Büro: Berlin, W. 35, Steglitzer Str. 68. — Mindestbeitrag 2 Mark.

Berlin, den 13. Februar 1911.

Der Vorstand des deutschen Protestantenvereins:

Karl Schrader, M. d. R., Steglitzer Str. 68, Pfarrer D. Kirmß, Kronenstr. 70, Pfarrer Alfred Fischer, Friedrichstr. 213, August Weidling Schatzmeister, Potsdamer Str. 62 a, Pfarrer D. Max Fischer, Weberstr. 56-57, Direktor Dr. F. I. Schmidt, Ifflandstr. 11. Bürgermeister Bertholdt, Oberschöneweide. **Der Beirat**: Pfarrer D. Kind, Kronenstr. 70, Pfarrer Dr. Hachmeister, Oranienstr. 132, Pfarrer lic. Dr. Hollmann, Nicolassee bei Berlin, Pfarrer lic. Dr. Torge, Hasenhaide 56, Pfarrer Dr. Fobbe, Badstraße 62

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Aktenstücke zum Fall Jatho